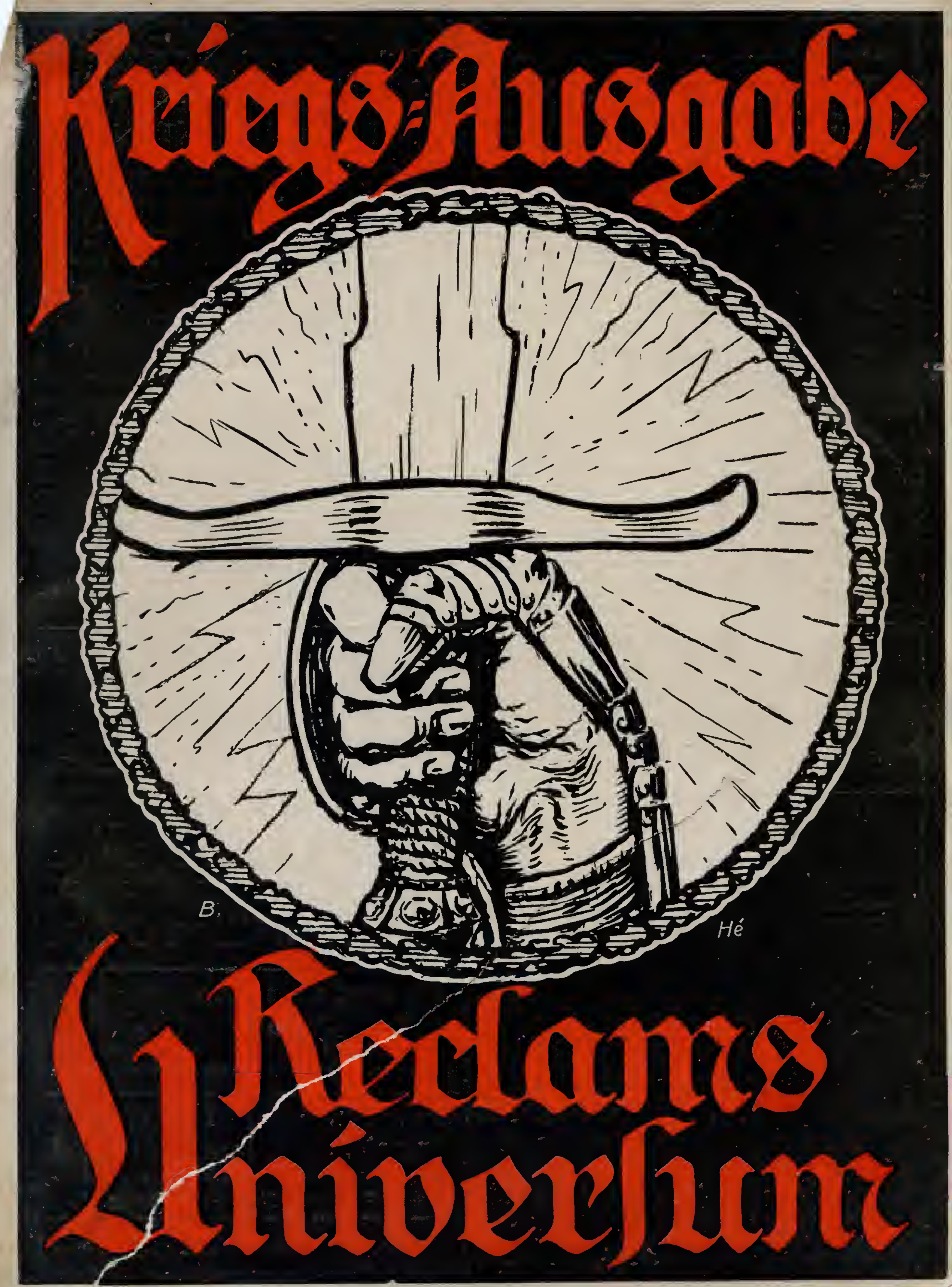
33. Jahrgang. 4. Januar 1917. Heft 14.



Preis 35 Pfennig.

Z

Bezugspreis ohne Zustellungsgebühr bei Vorausbezahlung vierteljährl

Neuigkeiten für den Büchertisch

Eine Besprechung unverlangt eingesandter Bücher kann nicht zugesagt werden. Rücksendung von Büchern findet nicht statt.

Oesterreichs Kampf für sein Südland am Isonzo 1615—1617. Als eine Chronik des zweiten Friauler Krieges nach zeitgenössischen Quellen. Herausgegeben von Dr. Anton Gnirs. Mit 49 Abbildungen und Karten. (Verlag von L. W. Seidel & Sohn in Wien I. 4 M. = 5 K.) Die heldenmütig und siegreich durchgekämpften Schlachten am Isonzo während des letzten Kriegsjahres haben die Erinnerung an einen Krieg geweckt, in dem vor drei Jahrhunderten Österreich an der gleichen Stelle den Überfall desselben Nachbarn durch glänzende Waffentaten zurückschlug und sich den Weg von der Küste auf das bisher verschlossene Meer erzwang. In der Form einer mit zahlreichen alten Karten und Stichen illustrierten Chronik stellt Gnirs jene Ereignisse dar, die sich damals, knapp vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, hier abgespielt haben; die Schilderung führt den Leser in die gleichen Kampfgebiete wie die Tagesberichte von heute und nennt als Führer bekannte Helden Österreichs, wie Dampierre, Marradas, Kinsky, Wallenstein u. a., die auf der Podgorahöhe bei Görz, auf der Hochfläche von Doberdo und S. Michele wie am Isonzolauf für Österreichs Recht gekämpft haben.

Unsere Bayern im Felde. Erzählungen aus dem Weltkrieg 1914/15. 1. Band. (Verlag Glaube und Kunst, Parcus & Co., München. Geb. 12 Mk.) Nach Berichten von bayerischen Feldzugsteilnehmern hat Oberst a. D. Joseph Peter ein Werk zusammengestellt, das, soweit die Verhältnisse dies jetzt schon zulassen, den ruhmvollen Anteil der Bayern an dem furchtbaren Ringen um Deutschlands Existenz zeigt. Die Erzählungen der Mitkämpfer wirken infolge ihrer schlichten Schilderung zum Teil tief eindringlich; sie berichten von dem heldenhaften Opfermut, von der Hingabe und der Treue der Bayern, und die zahlreichen künstlerischen Abbildungen von Prof. Anton Hoffmann, vom Kunstmaler Ost-Petersen, Reich u. a. erhöhen noch den Wert des gehaltvollen Buchs. Es ist gewidmet „Unserem Volke zur Erinnerung und vor allem unserer heranwachsenden Jugend als Beispiel, auf daß das alte Bayernwort nie verlösche: In Treue fest!" Jung und alt kann dieses umfangreiche gute Buch empfohlen werden.

Siebenbürger Sachsen im Weltkriege. Feldbriefe und Kriegsskizzen mit Geleitwort von Rudolf Eucken-Jena und mit einer Einleitung herausgegeben von Adolf Höhr. (Verlag von L. W. Seidel & Sohn in Wien. 2.40 Mk.) Mit wachsendem Interesse liest man in diesen Blättern von Erlebnissen siebenbürgischer Soldaten, die unter Österreichs Fahnen in angestammter Treue den Weltkrieg mitgemacht haben. Ungekünstelt und schlicht erzählen sie in bunter Folge von großen und kleinen Ereignissen, schildern mit lebendiger Frische Kämpfe und siegreich bestandene Gefahren und geben gerade durch die Bescheidenheit eines wie selbstverständlich betätigten Heldentums das sympathischeste Bild der Werte, die das Siebenbürger Sachsenvolk auszeichnen.

Wie der Feldgraue spricht. Scherz und Ernst in der neuesten Soldatensprache von Karl Bergmann. (Verlag Alfred Töpelmann, Gießen. Geb. 80 Pf.) Auf Grund einer eifrigen, mit Kriegsbeginn einsetzenden Sammeltätigkeit weiß uns der Verfasser dieses schmucken Büchleins ein so fesselndes Bild von der sprachschöpferischen Kraft unserer Helden draußen an allen Fronten zu zeichnen, daß wir seine Mitteilungen, abgesehen von ihrem sprach- und kulturgeschichtlichen Wert, auch als ein Stück Volks- und Heerespsychologie willkommen heißen. Zweifellos wird das Büchlein auch draußen überall, wo Sinn für Wesen und Werden unserer Muttersprache zu Hause ist, als kleine Liebesgabe Freude bereiten und manchen zum Weitersammeln anregen können.

Der Krieg in den Tiefen der Menschheit ist der Titel eines neuen Kosmos-Doppelbändchens aus der Feder von Prof. Weule, Direktors des Leipziger Museums für Völkerkunde. (Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 2 Mk.) Die interessante Schrift bietet eine Rundsicht über die Kriegführung der Völker auf mehr oder minder kulturloser Entwicklungsstufe, wie sie einmal alle Völker, auch die jetzt höchststehenden, eingenommen haben. Es ist ein mannigfaltiges, buntes Bild, das der Verfasser entrollt.

Kompendium der praktischen Photographie. Von Professor Fritz Schmidt. 13. Auflage. (Verlag E. A. Seemann, Leipzig. Geb. 6,50 Mk.) Die neue veränderte Auflage zeigt abermals das große Können des Verfassers, der sich als Vorstand des wissenschaftlich-photographischen Institutes der Technischen Hochschule in Karlsruhe eines ausgezeichneten Rufes erfreut. Man merkt fast auf jeder Seite die bessernde Hand und das Bestreben nach klarer Ausgestaltung unter möglichster Vermeidung von Fremdwörtern. Einzelne Abschnitte, wie die über Wahl und Prüfung der Objektive, Belichtung, Entwicklung des unsichtbaren Bildes, Lichthöfe und Solarisation, Kohle- und Bromöldruck, zählen zu dem Besten, was in dieser Hinsicht geschrieben wurde.

Worte Christi. Mit Anmerkungen von Houston Stewart Chamberlain. (Verlag von F. Bruckmann A.-G., München. Feldausgabe 1,50 Mk.) Als Liebesgabe wird dieses handliche Büchlein vielen Kämpfern und Verwundeten willkommen sein.

Reclams Universum

33. Jahrgang **Inhaltsverzeichnis zu Heft 14:** 4. Jan. 1917

Illustrierte Weltrundschau:



Ulanenpatrouille.

Nach einem Gemälde von Wilhelm Schreuer.





Ernste Reden in ernster Zeit.

Briefe der Unvernunft. Eine Mahnung von L. Nießen-Deiters.

Selbstbeherrschung ist die Mutter aller Tugenden. — Nie wird einem Volke das schärfer ins Bewußtsein eingehämmert als in Kriegszeiten. Nie sollte es sich der einzelne aber auch so hinter die Ohren schreiben!

Ganz besonders aber sollten es sich diejenigen merken, die Angehörige an der Front haben und mit diesen Angehörigen in Briefwechsel stehen.

Warum? Weil es Tatsache ist — tiefbedauerliche Tatsache — daß ein gut Teil dieser Briefe besser nicht geschrieben oder zum mindesten doch nicht abgeschickt würden.

Ich muß dem, was ich jetzt sagen will, eins vorausschicken. Dies nämlich: daß sich die Mehrzahl namentlich der Frauen mit den schweren Lasten, Sorgen und Entbehrungen im Gefolge dieses ungefügen Völkerringens auf höchst anerkennenswerte, ja auf bewundernswerte Weise abfinden. Es ist erstaunlich, erfreulich, nein, bewundernswert, was an stiller, fester Opferbereitschaft, an zähem Willen in weitaus der Mehrzahl unserer Frauen steckt. Und es wäre weiß Gott das schwerste und bitterste Unrecht, das auch nur von fern verkennen zu wollen!

Das Pech ist nur, daß man von außen nicht eines Wassers klare stille Tiefe sieht. Was ins Auge fällt, ist meist der leichtere Unrat, der obenauf schwimmt. Die stille, starke Entschlossenheit, mit der all die Millionen deutscher Frauen auch durch die größten Schwierigkeiten, durch jedes seelische und körperliche Leiden hindurch unbeirrt und unbeeinflußt ihren Weg gehen, die wird nicht gesehen von denen, die jenseits der Grenzen leben. Was sie aber wohl zuweilen zu kosten bekommen, und natürlich nicht ohne großes Vergnügen bei unseren Feinden, nicht ohne ein groß Geschrei darüber in der gesamten feindlichen Presse, das ist die Unbeherrschtheit einzelner in Briefen an die Front.



General der Artillerie v. Stein, der militärische Oberbefehlshaber in Deutschland. General v. Stein, der zu Beginn des Weltkriegs als Generalquartiermeister durch seine glänzend abgefaßten Heeresberichte die Welt über den deutschen Siegeszug unterrichtete, ist nun über sämtliche bisher selbständige Generalkommandos gesetzt worden, um dadurch eine vollständige Vereinheitlichung der unter dem Kriegszustand zu treffenden Maßnahmen in ganz Deutschland herbeizuführen. Zugleich bekleidet der hervorragend befähigte und geschätzte General das Amt des preußischen Kriegsministers.

Es gibt Leute — auch im Frieden —, die mit der Entwicklung ihres inneren Menschen so bedauerlich im Rückstande geblieben sind, daß ihnen gewissermaßen der geistige Verdauungsapparat fehlt. Sie geben alles, was ihnen an äußeren Einflüssen zufließt, Freudiges und Trauriges, Wichtiges und Unwichtiges, Lustiges und Kummervolles unmittelbar und in völlig unverdautem Zustande wieder von sich. Gott gnade dem armen Menschen, der das Unglück hat, ihnen gerade in den Weg zu laufen: er bekommt prompt und hoffnungslos den ganzen Inhalt dieses unverdauten Rohstoffs über den Kopf gestülpt. Und mag er sich auch noch so unwillig schütteln, er muß sich nun erst wieder mühselig von dieser für ihn überflüssigen und hinderlichen Materie befreien.

Schlimmer sind die Menschen, die dieses Verfahren auch noch schriftlich anwenden, irgendein armes Wesen meuchlings mit so einem Eimer geschriebener Überflüssigkeiten überfallen. Am schlimmsten aber, weil gemeingefährlich, sind diejenigen, die diese ihre innere Unfertigkeit an Menschen auslassen, die ohnedies bis an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit angespannt sind: an unsern Feldgrauen draußen an den Fronten.

Es ist in vielen Fällen vielleicht die reinste Gedankenlosigkeit. Ein geringes Maß Selbstbeherrschung, ein geringes Maß Selbstzucht könnte dem Übel steuern. Denn daß es ein Übel ist, das kann keine



Frage sein. Ein viel schlimmeres Übel und von viel weitertragenden Folgen, als die gedankenlosen Schreiberinnen sich klarmachen, wenn sie sich hinsetzen und den Männern draußen an der Front rücksichtslos die Ohren vollhängen mit Tageseindrücken und Tagesnöten, die mit dem Tage kommen, wechseln und gehen.

Gut. Es ist jetzt mehr zu ertragen, durchzumachen, auszuhalten als in Friedenszeiten. Das ist wahrhaftig nichts Neues — das weiß jedes kleine Kind in ganz Europa. Aber ehe man nun alles, was einem den Tag über in die Quere kommt, auch noch schriftlich behandelt, sollte man sich doch auch eine Minute Zeit nehmen, um sich zu fragen: Was hat das für einen Zweck? Und was für Wirkungen kann ich damit erzielen?

Ändert sich dadurch irgend etwas? Auch nur das allermindeste?



Zur Königskrönung in Ungarn: Die Panzerkammer der heiligen Stephanskrone im Schloß zu Budapest. Die nach König Stephan I. von Ungarn benannte Krone, mit der jeder ungarische König gekrönt werden muß, wird in einer besonderen Panzertruhe in der Burg von Budapest aufbewahrt. Zu dieser Truhe gehören mehrere Schlüssel, die sich in Verwahrung verschiedener hoher Würdenträger befinden und die nur gemeinsam die eiserne Truhe zu öffnen in der Lage sind. Auch die Panzerkammer wird streng bewacht. Die Stephanskrone, die am 30. Dezember dem neuen König Karl IV. unter großen Feierlichkeiten aufs Haupt gesetzt werden wird, stammt aus dem 11. Jahrhundert.

Allerdings. Etwas ändert sich. Die Zeit, die zum Aufschreiben eines häuslichen Klagelieds benötigt wird, könnte zweckmäßiger auf praktische Arbeit und Verbesserung der beklagten Dinge verwandt werden. Zeit ist Geld, heute mehr denn je. — Was aber die Wirkung solcher unüberlegter schriftlicher Ergüsse über Tagesnöte angeht: die sind wahrhaftig ernst genug, und reichen oft genug weit über den Tag hinaus, äußern sich vielleicht in verhängnisvoller Weise zu einer Zeit, in der die Schreiberin längst ihre damaligen Kümmernisse vergessen hat.

Denn die Wirkungen solcher Briefe sind wie Ölflecken auf weißem Papier: bei geringfügigster Materie breiten sie sich unheimlich aus und verunstalten schließlich das ganze Blatt.

Das fängt bei der Schreiberin selbst an. Gut: sie glaubt berechtigte Ursache zu allerlei Sorgen und Kümmernissen zu haben. Sie muß alles jetzt mit sich allein abmachen. Während sie sich nun aber niedersetzt, um diese Kümmernisse dem Mann draußen im Schützengraben möglichst anschaulich zu schildern, während sie also gewissermaßen genötigt ist, sich selbst diese Dinge auch noch bengalisch zu beleuchten, vergrößern sie sich ihr wie Gegenstände im Rampenlicht. Vorher waren's Sorgen oder Kümmernisse. Nun stehen da auf einmal lauter schreckliche, schier unüberwindliche Riesenqualen.



Geh. Hofrat Prof. Dr. Henry Thode, weitbekannter Kunsthistoriker, begeht am 13. Januar seinen 60. Geburtstag. Der glänzende Redner und beliebte Lehrer gehörte 16 Jahre lang der Universität Heidelberg an und trat 1910 von seinem Lehramt zurück, um sich ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Unser Universum hat damals (Jahrbuch 1910, Nr. 29) seinem verdienstvollen Wirken einen besonderen Artikel gewidmet. Thode ist seit 1886 mit Daniela v. Bülow, der Tochter der Frau Cosima Wagner, verheiratet. Hofphot. M. Kögel.



General der Infanterie v. Strantz, Oberkommandierender der Armeeabteilung v. Strantz, bei Kriegsausbruch Kommandierender General des 5. Armeekorps, wurde in Anerkennung für die von ihm eingerichteten Hochschulkurse hinter der Front von der juristischen Fakultät der Berliner Universität zum juristischen Ehrendoktor ernannt. General v. Strantz stammt aus Nakel in Posen; er trat am 2. August 1870 in die Armee ein, 1891 war er Major im Generalstab, 1900 wurde er Oberst, 1906 Generalleutnant und 1911 General der Infanterie.



Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Johs. Orth, Direktor des Pathologischen Institutes der Charité zu Berlin, begeht am 14. Januar seinen 70. Geburtstag. Einst Assistent von Rindfleisch und Virchow, übernahm er 1902 als Nachfolger Virchows dessen Berliner Lehrstuhl, auf dem er eine reiche wissenschaftliche Wirksamkeit entfaltet. Er ist Ehrenmitglied der Kommission für Krebsforschung, Mitglied des Reichsgesundheitsrats, der wissenschaftlichen Deputation für Medizinalwesen und einer Reihe weiterer wissenschaftlicher Körperschaften.



Der Heldentod des Prinzen Heinrich von Bayern in Rumänien. Nach einer Zeichnung von Professor Anton Hoffmann, München.

Über den Heldentod, den der tapfere junge Bayernprinz erlitt, berichtete die Oberste Heeresleitung u. a. folgendes: „Die Brigade Epp, zu der das Infanterie-Leibregiment unter Führung Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Bayern gehörte, hatte am 6. November durch einen kühnen Flankenstoß das Becken von Perisani östlich des Roten-Turmpasses geöffnet. Die Wegnahme der Poniana Spinului sollte dem Infanterie-Leibregiment zufallen. Das dortige Angriffsgelände ist sehr zerklüftet und zerrissen. Eine eingehende Erkundung war nötig. Den 7. November vormittags benutzte der Brigadeführer zusammen mit dem Führer des Infanterie-Leibregiments, Prinz Heinrich, Klarheit über die Angriffsmöglichkeiten zu gewinnen. Ohne Rücksicht auf die eigene Person versuchte der Prinz, mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit die möglichen Wege und Angriffsverhältnisse für die Bataillone und Kompagnien festzustellen. Anfänglich gedeckt durch Strauchwerk, scheint der Prinz im Eifer die Deckung verlassen, seine Gestalt scheint sich am Horizont abgehoben zu haben. Ein Schuß fiel und schlug dicht neben dem Prinzen ein. Der Gefahr nicht achtend, setzte der Prinz mit größter Kaltblütigkeit die Erkundung fort, obwohl gleich darauf noch einige Schüsse einschlugen. Plötzlich, beim vierten Schuß, sagte der Prinz leise: „Ich bin verwundet, Oberschenkel" und sank zu Boden. Der Prinz wurde sofort in die Deckung zurückgetragen, die Untersuchung ergab einen Schuß in die Lebergegend; innerlich scheint aber ein größeres Blutgefäß zerstört worden zu sein. Der Arzt sah den Zustand als ernst, aber nicht hoffnungslos an. Der Prinz selbst dachte nicht daran, daß er den kommenden Tag nicht erleben sollte. Noch um 2 Uhr 15 Minuten morgens sprach er mit dem Arzt in zuversichtlicher Stimmung. Um 2 Uhr 30 Minuten morgens trat eine plötzliche Schwäche ein. Kurz nach 2 Uhr 30 Minuten war er verschieden als tapferer Soldat, als echter Offizier. Im Morgengrauen, als der Angriff im siegreichen Vorschreiten war, wurde seine Leiche zu Tal getragen."

Vom Schatten dieser schreckhaften Riesen verdüstert, kommt der Brief nun nach draußen an die Front.

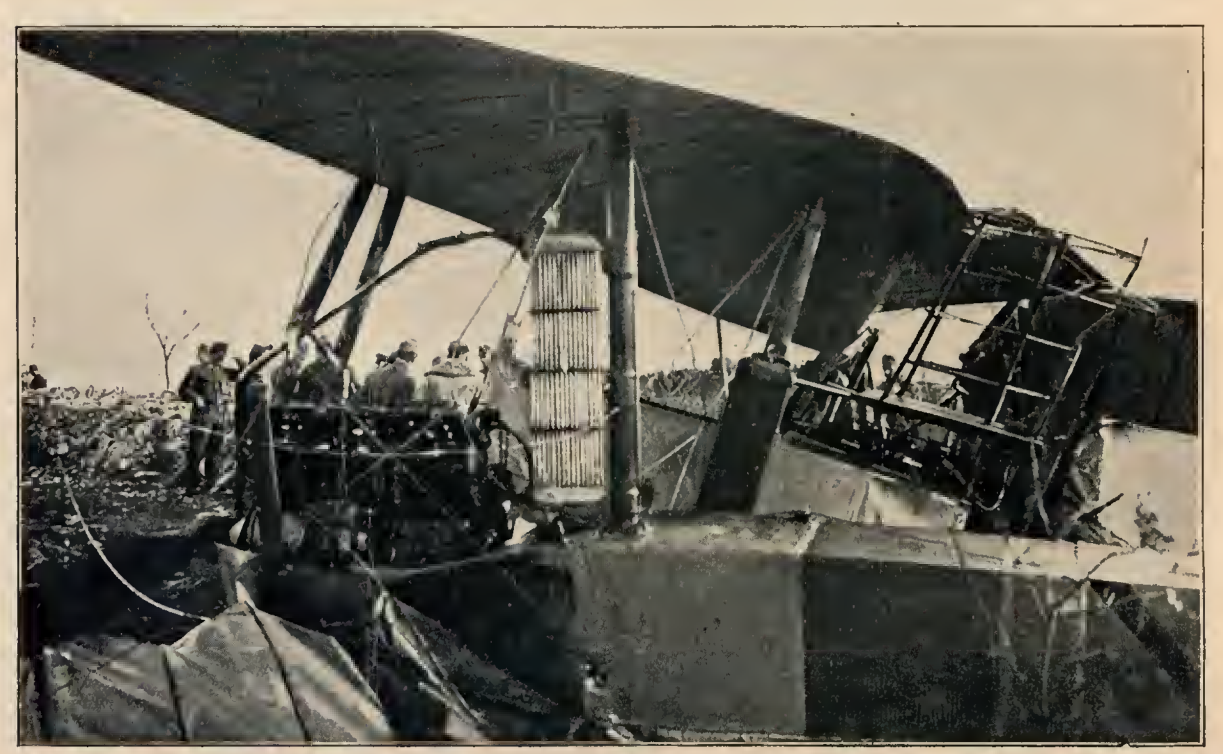
Vielleicht ist der Mann, an den er gerichtet ist, vorher im Trommelfeuer gewesen. Vielleicht bebt noch jeder Nerv an ihm von der hervorgegangenen wahnsinnigen Anstrengung und Aufregung. Und da kommt nun eine Nachricht von Hause, von den Menschen, für die man all dies Grauenhafte zu bestehen hat, was Menschen jemals bestanden. Ein Brief von der Frauenhand, nach deren Weichheit und Güte man sich in diesem Augenblick vielleicht mehr sehnt als jemals im Leben. Man öffnet den Brief, glücklich, erwartungsfroh — und statt der heiß ersehnten Erquickung prasselt einem nun auch noch eine ordentliche Ladung häuslichen Ärgers um die Ohren! So bekommt man zu all der Anstrengung und all der Aufregung auch noch ein paar recht handfeste Rippenstöße von den Menschen, von denen man alle Liebe und alle Rücksicht der Welt erwarten durfte.



Ein in der Nähe von Lille zum Landen gezwungener englischer Vickers-Doppeldecker.

Oder: der Mann, an den ein solcher unbeherrschter Jammerbrief gerichtet ist, hat vielleicht in der Nacht darauf eine schwierige Erkundung durchzuführen. Er braucht jedes Quentchen Ruhe und Nervenkraft, die leiseste Unachtsamkeit, der leiseste Mangel an Geistesgegenwart kann ihm und seinen Begleitern den Tod bringen. — Es ist vielleicht der Gedanke an Weib und Kind daheim, der ihm diese Ruhe, diese Vorsicht, diese Geistesgegenwart gibt. Und dahinein platzt nun ein solcher Brief voll Ungeduld oder Geschäftsärger, häuslicher Nöte und Lästigkeiten, so eine langatmige Epistel über Küchensorgen und Lederpreise. Der Mann hat den Kopf davon voll, er konzentriert sich nicht genügend, er begeht im entscheidenden Augenblick irgendeine Unbesonnenheit und wird abgeschossen. Ein herrlicher Erfolg für die Frau, nicht wahr?

Weiter: der Mann fällt in feindliche Hände. Man findet bei ihm diese törichte Augenblicksepistel. Diesen Brief, der vielleicht 24 Stunden später überhaupt nicht oder doch nicht



Ein im Karsthochland abgeschossenes italienisches Caproni-Flugzeug. Kilophot, Wien.



Oesterreichisch-ungarische Infanterie in einer schwer erkämpften Stellung in den Waldkarpathen. Kilophot, Wien.

so geschrieben worden wäre, diesen Erguß einer bösen Stunde, einer schlechten Laune, einer zufälligen Übermüdung. Und dieser Erguß macht nun die Runde durch die in solchen Fällen schnell bereite feindliche Presse als „Ausdruck der Volksstimmung in Deutschland". Das gesamte feindliche Ausland liest ihn morgens zum Frühstück und denkt schmunzelnd und getröstet: Aha! Sie werden mürbe! Wir kriegen sie klein! — Aus der Unbeherrschtheit einer einzelnen Frau ist tiefstes Leid für sie selbst, eine Katastrophe für ihren Kameraden, eine Gefahr für ihr Land geworden!

Man wende nicht ein, daß es doch nicht notwendig gerade so kommen müsse. Daß es so kommen kann, ist vollkommen ausreichend. Und gesetzt, der einzelne würde durch die unbeherrschten Briefe seiner Frau nicht so kraß, nicht so schlagend geschädigt: die Gesamtheit leidet in jedem Fall. Das Lähmende, Bedrückende, das aus solcher Kleinlichkeit aufsteigt, verbreitet sich mit hoffnungsloser Dumpfheit. Was den Leuten draußen am meisten not tut, was verständige Menschen, was die Heeresleitung selbst auf alle Weise zu schaffen bemüht sind, das ist



Vom italienischen Kriegsschauplatz: Oesterreichisch-ungarische Unterstände in den Felsen des Krn. Kilophot, Wien.



Wilhelmine v. Hillern, bekannte Romanschriftstellerin, starb am Christfest in Hohenaschau in Oberbayern im Alter von 80 Jahren. Sie war eine Tochter der berühmten Schauspielerin und Dramatikerin Charlotte Birch-Pfeiffer und widmete sich, dem Beispiel der Mutter folgend, zuerst der Bühne. Nach ihrer Verheiratung mit dem badischen Kammerherrn v. Hillern ging sie zur Schriftstellerei über, und ihre zahlreichen Romane errangen den Beifall eines großen Leserkreises. Am bekanntesten sind ihre Romane „Geier-Wally", „Ein Arzt der Seele" und „Am Kreuz". Der letztere behandelt die Oberammergauer Passionsspiele.



Fliegerleutnant Gustav Leffers, einer der bekanntesten Jagdflieger, fand am 27. Dezember im Luftkampf den Tod. Er stammte aus Wilhelmshaven, meldete sich bei Kriegsausbruch als Kriegsfreiwilliger bei der Fliegertruppe und flog seit Februar 1915 auf dem westlichen Kriegsschauplatz, wo er sich zu einem hervorragenden Jagdflieger entwickelte. Für seine bedeutenden Leistungen wurde ihm der Orden Pour le mérite verliehen, außerdem war er Ritter der beiden Klassen des oldenburgischen Friedrich-August-Kreuzes, des Eisernen Kreuzes zweiter und erster Klasse sowie des Ritterkreuzes des Hohenzollernschen Hausordens.

Anregung, Auffrischung, Erheiterung. Diesen ohnedies aber bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit belasteten Männern statt dessen auch noch von der eigenen Bürde aufzupacken, ist einfach unverantwortlich. Wir Frauen brauchen ja auch kein Trommelfeuer auszuhalten, nicht die endlose Öde des Wartenmüssens, keine Nässe und Kälte im Unterstand, nicht das schlechte Wetter auf langen Märschen, Eis und Schnee auf unwirtlichen Gebirgen, Hitze und Staub und Sonnenbrand, Schmutz und Ungeziefer. Wir haben dafür andere Dinge zu ertragen, gewiß. Aber da sie doch einmal nach Lage der Dinge allein getragen werden müssen, sollten sie auch schweigend getragen werden. Wenn der andere doch nicht kommen und helfen kann, warum ihn dann ganz zwecklos damit belasten?!

Allen solchen aber, die es denn gar nicht lassen können, ihren Gefühlen auf weißem Papier Luft zu machen, möchte ich folgendes Rezept geben:

Schreibt. Schreibt genau so unbeherrscht wie euch im Augenblick zumute ist. In Form eines Feldpostbriefs an den Mann. Sprudelt alles heraus, was euch ärgert oder verdrießt, unterstreicht, kratzt Bemerkungen an den Rand, seid so unausstehlich als es irgend geht. Alsdann, wenn ihr euch auf diese Weise Luft gemacht habt, nehmt ein anderes Blatt und schreibt das Wichtige und Notwendige mit einem lieben Wort zum Schluß. Und wenn es nicht mehr ist als ein „Wir sind gesund und haben dich lieb". Den ersten Brief aber, den steckt in den Ofen.

Das heißt: nicht gleich! Laßt ihn erst ein bißchen ablagern. So acht, vierzehn Tage. Alsdann nehmt ihn noch einmal vor und lest ihn durch: zuerst vom Standpunkte des Mannes an der Front, dann vom Standpunkt eines gehässigen, eifrig auf jedes Schwächezeichen lauernden Feindes.

Ich bin überzeugt: aufrichtige Beschämung würde diese „Brandopfer" immer seltener nötig machen! Man wird nach einer Weile lieber von vornherein schreiben: Wir sind gesund und haben dich lieb! Und die also gewonnene Selbstbeherrschung wird fortab die ganze verfügbare Zeit an einen Brief voll Ruhe und Frieden wenden, statt an eine nutzlose, niemandem nützliche und allen schädliche Jeremiade!

Der Weltkrieg.

Chronik vom 21. bis 27. Dezember.

21. Dezember. In Galizien drangen nordwestlich von Zalocze deutsche Stoßtruppen in die beiden vorderen Stellungen der Russen und in das Dorf Zwyzyn ein und kehrten nach Sprengung von 4 Minenwerfern mit Gefangenen und 2 Maschinengewehren zurück. — Auf der Ostfront Siebenbürgens scheiterten beiderseits des Trotustales russische Unternehmungen. — In der Dobrudscha wurde der Feind nach erbittertem Kampf auf der ganzen Front zurückgeworfen. — In Persien wurden Angriffsversuche der Russen nördlich von Hamadan durch die Türken zurückgeschlagen. — In der Nordsee sanken infolge Zusammenstoßes zwei englische Torpedobootszerstörer, wobei 6 Offiziere und 49 Mann ertranken. — Präsident Wilson schlägt in einer an die Kriegführenden gerichteten Note vor, alle jetzt kriegführenden Staaten sollten ihre Ansichten über die Bedingungen äußern, unter denen der Krieg zum Abschluß gebracht werden könnte, sowie über die Vorkehrungen, die gegen die Wiederholung des Krieges oder die Entfachung irgendeines ähnlichen Konflikts in der Zukunft zufriedenstellende Bürgschaft leisten könnten, so daß sich die Möglichkeit biete, sie offen zu vergleichen.

22. Dezember. Im Ypern- und Wytschaetebogen erreichte der Artilleriekampf erhebliche Stärke; südlich Ypern griffen englische Abteilungen erfolglos an. Südlich Boesynghe drangen mehrere deutsche Patrouillen in die feindlichen Gräben und brachten Gefangene und Maschinengewehre zurück. — Bei Frapelle, östlich von Saint-Dié, und südlich des Rhein—Rhone-Kanals wurden nach starker Artillerievorbereitung angreifende französische Abteilungen abgewiesen. — In der Dobrudscha zog sich der geschlagene und von den verbündeten Truppen verfolgte Feind gegen die unterste Donau zurück. Ein türkisches Korps erbeutete 4 Kanonen. Tulcea wurde besetzt. Im Besitz der Hügellinie von Tulcea beherrschen die Sieger den unteren Donauarm, den Sulinakanal und den St. Georgsarm. Die Donauschiffahrt ist somit für den Feind völlig unterbunden. — Graf Czernin, bis zur Kriegserklärung Rumäniens österreichisch-ungarischer Gesandter in Bukarest, wurde zum k. u. k. Minister des Äußeren, Baron Burian, der bisher dieses Amt bekleidete, zum gemeinsamen Finanzminister ernannt, und Prinz Hohenlohe von dem Amte des gemeinsamen Finanzministers enthoben unter Vorbehalt seiner Wiederverwendung im Dienst. — Das englische Parlament wurde bis zum 7. Februar 1917 mit einer Thronrede vertagt, die eine energische Fortsetzung des Krieges als einziges erstrebenswertes Ziel hinstellt, bis die Rechte, „die die Feinde so rücksichtslos verletzt haben", wiederhergestellt und die Sicherheit Europas auf feste Grundlagen gestellt seien. — Der schweizerische Bundesrat richtete an die Regierungen der kriegführenden Staaten eine Note, in der er freudig die Gelegenheit ergreift, die Bestrebungen des Präsidenten Wilson zu unterstützen; er würde sich glücklich schätzen, wenn er in irgendeiner auch noch so bescheidenen Weise für die Annäherung der im Kampfe stehenden Völker und für die Erreichung eines dauerhaften Friedens tätig sein könnte.

23. Dezember. Beiderseits von Wieltje im Ypernbogen griffen englische Abteilungen nach starker Feuerwirkung im Morgengrauen vergeblich die deutschen Stellungen an. — Der Kriegsrat in Paris beschloß, daß über alle die Vorbereitung und Weiterführung des Krieges betreffenden Fragen unter Leitung des französischen Kriegsministers General Lyautey beraten und berichtet werden soll. Lyautey ist beauftragt, den beteiligten Ministern und dem Oberbefehlshaber die gefaßten Beschlüsse zu übermitteln und das bei ihrer Ausführung notwendige Zusammenarbeiten sicherzustellen. — Bei der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinz Leopold von Bayern übersetzte ein Jagdkommando die Bystrzyca Solotwinska, drang durch die Hinderniszone in eine russische Vorstellung südwestlich Bohorodczany vor, kämpfte die Besatzung nieder und rückte nach Zerstörung der Verteidigungsanlage vollzählig wieder ein. — Auf der siebenbürgischen Ostfront gelang es den Russen nördlich des Uztales am Höhenkamm des Magyaros sich festzusetzen. — In der Dobrudscha drängten die Operationen der Verbündeten den Feind in den Nordwestzipfel des Landes. Das nördliche Donauufer beiderseits Tulcea lag unter dem Feuer der Geschütze der Dobrudscha-Armee. — In Mazedonien lag zwischen Wardar und Doiransee starkes englisches Feuer auf den deutschen und bulgarischen Stellungen. Angreifende Bataillone wurden blutig zurückgewiesen. — In der Nacht auf den 23. versenkten in der Straße von Otranto vier österreichisch-ungarische Zerstörer zwei italienische armierte Überwachungsdampfer im Artilleriekampf und hatten auf der Rückfahrt einen heftigen Geschützkampf mit sechs feindlichen Zerstörern eines mächtigen und schnellen Typs, wobei ein italienischer Zerstörer in Brand geschossen und drei andere schwer getroffen wurden. — Der französische Senat erklärte, daß Frankreich mit einem Feinde, der sein Gebiet besetzt hält, nicht Frieden schließen könne, und sprach dem Kabinett Briand mit 194 gegen 60 Stimmen sein Vertrauen aus, damit es unter Kontrolle des Parlaments die energischsten Maßregeln treffe.

24. Dezember. In Flandern herrschte im Wytschaetebogen zeitweilig starker Artilleriekampf. — In Galizien warf ein Jagdkommando des k. u. k. Infanterieregiments Nr. 16 bei Lysiec südwestlich von Stanislau in nächtlichem Vorpostenkampf den vielfach überlegenen Feind mit dem Bajonett zurück und fügte ihm schwere Verluste zu. — Nördlich von Soosmezö im Oitostal, an der Ostfront Siebenbürgens, mußten zweimal angreifende Russen zurückweichen. — Die Dobrudscha-Armee nahm Isaccea und griff den Brückenkopf von Macin an.



Wie Deutschland seine Kriegsgefangenen behandelt: Ein Baubureau in Ostpreußen mit französischen und englischen Architekten, denen gestattet wurde, an dem Wiederaufbau der von den russischen Horden niedergebrannten und verwüsteten Provinz mitzuwirken. Hofphot. Kühlewindt.

25. Dezember. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz nahm an der englischen Front, so in einzelnen Abschnitten um Ypern, beiderseits des Kanals von La Bassée und westlich Lens die Artillerietätigkeit zu. Vorstöße starker englischer Patrouillen wurden mehrfach abgewiesen. — In der Walachei stürmten oft bewährte deutsche Divisionen mit zugeteilten österreichisch-ungarischen Bataillonen das zäh verteidigte Dorf Filipesti an der Eisenbahn Buzau (Buzeu)—Braila und beiderseits anschließende stark verschanzte Stellungen der Russen. Bei den Kämpfen in der großwalachischen Ebene und am Rande des Gebirges südlich von Rimnicu-Sarat wurden in den letzten Tagen 5500 Russen gefangen genommen.

26. Dezember. Die Antwortnoten des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns auf den Vermittlungsvorschlag Wilsons bezeichnen direkte Verhandlungen zwischen den kriegführenden Staaten an einem neutralen Ort als wünschenswert und vertreten die Ansicht, daß das große Werk der Verhütung künftiger Kriege erst nach Beendigung des gegenwärtigen Völkerringens in Angriff genommen werden könne; sobald dieser Zeitpunkt gekommen sei, „werden wir mit Freuden bereit sein, im Verein mit den Vereinigten Staaten von Amerika an dieser Aufgabe mitzuarbeiten". — Die französische Regierung beschloß, dem vom Oberbefehl zurückgetretenen Generalissimus Joffre die Würde eines Marschalls von Frankreich zu verleihen. General Ponts wurde zum Chef des französischen Generalstabes ernannt. — In der Walachei durchbrach die 9. Armee in fünftägigem Ringen die starken, zäh verteidigten Stellungen der Russen an mehreren Punkten; südwestlich von Rimnicu-Sarat wurden sie in einer Breite von 17 km völlig genommen. Auch die Donauarmee brach durch Wegnahme stark verschanzter Dörfer in die Front des Feindes ein. — Kaiser Wilhelm verlieh aus Anlaß der Ergebnisse des Feldzuges in der Walachei den Generalleutnants v. Morgen und Krafft v. Delmensingen das Eichenlaub zum Pour le mérite, den Generalleutnants Graf v. Schmettow, Kuehne und v. Staabs sowie dem Stabschef beim Armeeoberkommando, Oberst Hesse, den Pour le mérite.

27. Dezember. In der Walachei suchte der geworfene Feind vergebens durch starke Gegenstöße verlorenen Boden zurückzugewinnen. Preußische und bayrische Infanteriedivisionen stießen dem zurückflutenden Feinde nach, überrannten seine in der Nacht neuangelegten Stellungen und drangen über Rimnicu-Sarat hinaus vor. Gleichzeitig durchbrachen weiter südöstlich deutsche und österreichisch-ungarische Truppen die stark verschanzten Linien der Russen, wehrten auch hier heftige gegen die Flanke geführte Gegenangriffe ab und kamen kämpfend in nordöstlicher Richtung vorwärts. Die Zahl der von der 9. Armee in den Kämpfen bei Rimnicu-Sarat vom 22. bis 27. gemachten Gefangenen betrug 10220 Russen, die Beute 49 Maschinengewehre. — In der Dobrudscha warfen die Bulgaren und Türken die Russen aus befestigten Höhenstellungen östlich Macin. — Kapitänleutnant Max Valentiner, Kommandant eines deutschen U-Bootes, der 128 Schiffe mit 282000 t versenkt und Funchal auf Madeira angegriffen hat, erhielt den Pour le mérite. — An der Westfront wurden am 26. neun, am 27. acht feindliche Flugzeuge abgeschossen. Auf dem rumänischen Kriegsschauplatz waren deutsche Luftschiffe und Fliegergeschwader mit Erfolg im Rücken des Feindes gegen wichtige Bahn- und Hafenanlagen tätig. — Die deutschen und österreichisch-ungarischen Antwortnoten an die Schweiz wiederholten in verbindlichster Form den Inhalt der an den nordamerikanischen Präsidenten gerichteten Antwortnoten.

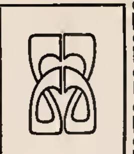
Der Zug des Todes.

Im Westen hat Leutnant Leffers, einer unserer besten Jagdflieger, den Heldentod gefunden, nachdem er eine Reihe feindlicher Flugzeuge abgeschossen hatte; sein Bildnis bringen wir auf S. 608. Aus der Zahl der weiteren Opfer, die der Weltkrieg in der letzten Woche des Kriegsjahres 1916 forderte, seien folgende erwähnt: Generaloberarzt Dr. Leopold Mankiewitz aus Berlin; Generalmajor v. Zieten, Führer einer Reservedivision; Major Emmerich v. Yorck aus Gera; Major Friedr. Frhr. v. Houwald, Berlin; Major Ewald v. Lübeck aus Großdammen; Hauptmann Franz v. Luckwald, Sohn des Generalleutnants v. L., Kommandanten von Koblenz; Rittmeister Heinrich Frhr. v. Cramm; Hauptmann Wilhelm v. d. Horst; Hauptmann Oskar Frhr. v. Perfall aus München; Hauptmann Dr Georg Meyer, Oberingenieur und Prokurist der Siemens-Schuckertwerke in Berlin; Hauptmann Prof. Dr. W. Preibsch aus Dresden; Oberleutnant Paul Betow, Pflanzungsbesitzer in Deutsch-Ostafrika; Oberleutnant Max Förtsch, Landbesitzer in Argentinien; Leutnant und Feldflieger Ernst Griesemann aus Schnarsleben; Fliegerleutnant Kammergerichtsreferendar Kurt v. Höhne; Leutnant Erich Müller v. Laningen, einziger Sohn des braunschweigischen Kammerherrn M. v. L.; Leutnant Max Emanuel Frhr. v. Pfetten; Leutnant Martin Roßberg, Sohn des Pastors R. in Lübbenau; Leutnant Oskar Bonhoff, der dritte und letzte Sohn des Landgerichtsdirektors B. in Berlin-Wilmersdorf; Vizefeldwebel Hofschauspieler Paul Kaul; Fähnrich Klaus v. Klitzing aus Posen; Fahnenjunker-Unteroffizier Joachim Gilka, Sohn des Kommerzienrats Albert G. aus Berlin-Grunewald; Landsturmmann Student Walter Briegleb, Sohn des Pfarrers B. in Groß-Umstadt; Landsturmmann Senator Heinrich Nassau aus Sternberg, Mecklenburg. Der Landwirt Lerch in Ried, Ober-Österreich, hat fünfzehn Söhne beim Militär, von denen sieben im Feld gefallen sind, während sich drei in feindlicher Gefangenschaft befinden. Der Tuchmacher Richter in Neudamm hat zehn Söhne dem Vaterland zur Verfügung gestellt, und ein elfter sieht seiner Einberufung entgegen. Einer von ihnen ist gefallen, einer gefangen. — Auf der Seite unserer Gegner fiel im Luftkampf bei Douaumont der französische Meisterflieger Hauptmann Beauchamp durch Herzschuß. Er hatte in letzter Zeit durch einen Flug über Bayern mit Landung in Italien von sich reden gemacht. Auf italienischer Seite fand der Generalleutnant Oreste Bandini, der Oberbefehlshaber des italienischen Heeres in Albanien, den Tod; er ging in der Adria mit einem Schiffe unter, das auf eine Mine gestoßen war.

In der Heimat starb hochbetagt, doch in voller geistiger Frische die deutsche Romanschriftstellerin Wilhelmine v. Hillern, deren Bild und Nachruf wir auf S. 608 bringen. Der Kreis ihrer Verehrer reichte weit über Deutschlands Grenzen hinaus. Nicht minder bekannt war die französische Wahrsagerin Madame de Thèbes, die im Alter von 72 Jahren in Paris starb; ihrem Wahrsagen wurde von mystisch veranlagten Köpfen viel Bedeutung beigemessen. Erst kurz vor ihrem Tode, den sie übrigens nicht voraussah, prophezeite sie, daß das Jahr 1917 das Ende des Krieges bringen werde, was man auch, ohne ein berühmter Wahrsager zu sein, mit Hilfe des gesunden Menschenverstandes voraussagen kann. In Leipzig starb der Geh. Kommerzienrat Ernst Fritzsche, der Seniorchef der Firma Schimmel & Co. in Miltitz, die sich durch die Herstellung ätherischer Öle und anderer wichtiger Erzeugnisse einen Weltruf erworben hat. In Hannover verschied 57jährig der Chirurg Prof. Dr. Ludwig Kredel, der seit Kriegsbeginn in rastloser, unermüdlicher Tätigkeit vielen hundert Verwundeten Helfer und Retter war. Die Universität Bonn beklagt den Verlust des berühmten Psychiaters Prof. Dr. Karl Wilh. Pelmann, eines klassischen Vertreters seines Faches. In München verschied im Alter von 81 Jahren Prof. Dr. Bernhard Scholz, der lange Jahre das Hochsche Konservatorium in Frankfurt a. M. geleitet hatte; er war gleichbedeutend als Lehrmeister wie als Dirigent und Tondichter. In Rom ist der reichste Mann der Hauptstadt Italiens Emilio Maraini im 64. Lebensjahr verschieden. Er hieß der Zuckerkönig, weil er die Rübenpflanzung in Italien eingeführt hatte. Seine Jugendjahre hat er in Armut in Deutschland und Österreich verlebt. Als er kinderlos starb, hinterließ er Unternehmungen im Wert von 75 Millionen Lire.

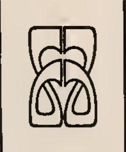


Deutsche Artillerie geht durch ein rumänisches Dorf in Stellung. Nach einer Zeichnung von **Prof. Anton Hoffmann.**



Wendezeit.

Roman von Karl v. Perfall. (Fortsetzung.)



Eines Tages, da der Fürst mit Reifschneider durch den Park lustwandelte, sagte er zu ihm: „Für einen Mann wie Sie ist das eigentlich keine Stellung hier. Ist ja auch wohl nur von Ihnen als Übergang oder Zwischenposten gedacht?"

Reifschneider, der sich in einiger Verlegenheit befand, antwortete: „Einstweilen gefällt es mir hier sehr gut."

„Na ja, einstweilen," entgegnete der Fürst. „Aber Sie werden doch weiter denken. Ich habe allerlei Verbindungen an gewissen Höfen, auch in Berlin habe ich einige Fühlung. Wenn ich da einmal einen richtigen Posten für Sie ausfindig machte, würden Sie's annehmen?"

Reifschneiders Verlegenheit wuchs. „Seine Erlaucht der Herr Graf behandelt mich wie einen Freund," erwiderte er. „Ich fühle mich zunächst doch hier verpflichtet."

Der Fürst sah ihn mit einem scharfen Seitenblick an und sagte dann lebhaft mit heller, spitzer Stimme: „Ach was! Jeder ist sich selbst der Nächste. Ich weiß es sehr zu schätzen, daß mein Neffe soviel Zutrauen zu Ihnen gefaßt hat. Er braucht jemand, der ihn stützt und anregt. Aber er könnte Sie doch nicht halten, wenn sich Ihnen eine Lebensstellung böte, die Ihrer Kapazität mehr Spielraum gibt, sich weiter zu entwickeln, als das in dem weltentlegenen Bentzau der Fall ist, wo Sie gar keinen richtigen Anschluß, keine Verbindungen und Beziehungen finden können. Ein junger Mann von Ihrer Begabung darf sich doch nicht hier festlegen."

So was Ähnliches hatte er ja selber der Mutter gesagt. Wie kam aber der Fürst dazu, ohne einen unmittelbaren Anlaß sich noch dazu mit einer gewissen Energie in seine persönlichen Angelegenheiten einzudrängen? War das nur geschäftige Überklugheit des Alters? Oder war es der Anfang einer Intrige, mit der man ihn sanft wegdrängen wollte? Wer — weshalb?

Nur Gräfin Karoline hätte in Betracht kommen können, und ihre neuerliche Freundlichkeit hätte dann zum Spiel gehört. Wieder fiel ihm die Mutter ein, und zwar jetzt ihre scherzhafte Redensart über Gräfin Elisabeth. War hier auch schon ein solcher Gedanke aufgetaucht und sollte er deshalb beseitigt werden?

Hier war's etwas anderes als im Sinne der guten Mutter; die häßliche Vorstellung einer Liebelei mit Elisabeth hinter Parkbüschen und mit heimlich zugesteckten Briefchen stellte sich da ein. Das hätte ein kluger Mann wie der Fürst ihm doch nicht zutrauen sollen.

In einem sehr selbstbewußten Ton erwiderte er: „Durchlaucht dürfen versichert sein, daß meine Zukunft mich ernstlich beschäftigt. Aber ich sehe meinen hiesigen Aufenthalt als eine wertvolle Lebensschule an, die mich vor jener Einseitigkeit bewahrt, die man gerade in Ihren Kreisen, Durchlaucht, am deutschen Gelehrten gern lächerlich findet."

„Sie sind zu bescheiden, Doktor," sagte jetzt der Fürst mit einem leisen Klang gereizter Ironie, „Sie haben gar nicht mehr nötig, einen Anstandskursus durchzumachen. Zu galanten Abenteuern fehlen hier die Voraussetzungen, sonst hätten Sie die besten Chancen für sich."

War das nicht ein Wink? Rasch und nicht ohne Schärfe erwiderte Reifschneider: „Das verstehe ich nun gerade nicht unter Lebensschule. Das ist etwas ganz Undeutsches."

„So konsequent sind Sie in Ihrem Deutschtum?"

„Jawohl, Durchlaucht, und zwar gerade in diesem Punkt."

„Donnerwetter!" rief jetzt der Fürst mit Humor.

Eine halbe Stunde darauf sagte er zur Gräfin Karoline: „Dieser Herr Archivarius Intimus deines Herrn Gemahls steht ja jetzt anscheinend auch bei dir besser in Gunst als früher."

Eine ganz leise Röte flog über das Gesicht der Gräfin, als sie erwiderte: „Was will ich machen? Bodo will ihn immer in seiner Nähe haben, und da muß man schließlich aus der Reserve etwas herausgehen. Er ist ja ein höchst anständiger Mensch."

„Grundsätzlich tugendhaft sogar," scherzte der Fürst, „wie ich eben aus einer Unterhaltung mit ihm entnommen habe."

„Über so etwas unterhältst du dich mit ihm?" bemerkte die Gräfin lächelnd.

„Das ergab sich so aus dem Zusammenhang," fuhr der Fürst fort. „Ich habe ihm übrigens in Aussicht gestellt, daß ich mich um einen anderen Posten für ihn bemühen werde. Das ist wirklich nicht die richtige Stellung für diesen Mann."

„Will er denn fort von hier?"

„Nicht gerade von heute auf morgen. Aber wenn sich ihm etwas Geeignetes bietet, wird er wohl zugreifen."

Noch lebhafter, fast erregt sagte die Gräfin darauf: „Da erweist du aber Bodo einen sehr schlechten Dienst. Ich verstehe eigentlich gar nicht, was du für ein Interesse daran hast."

Der Fürst sah sie fest an und sagte dann langsam: „Dieser Mann gehört nicht hierher."

Gräfin Karoline wurde auf einmal glühendrot und sagte dann hastig mit einem trockenen Auflachen: „Du wirst doch nicht meinen — wegen Elisabeth?"

„Es bleibt unter uns, liebe Karoline, nicht wahr?" sagte der Fürst wieder mit einem noch eindringlicheren Blick.

Gräfin Karoline sagte nichts mehr. Der alte Mann kannte den verborgensten Winkel ihrer Seele ja besser als sie selbst. So hatte sie es noch gar nicht aufgefaßt, nicht auffassen wollen, was in ihr vorging. Wenn dieser Archivar sich ihr näherte — soweit hatte sie sich nicht vorgewagt, wie der Fürst offenbar meinte. Nur ein ganz heimlicher Kitzel war es gewesen, mit dem zu spielen sie nicht hatte widerstehen können, Verborgenstes weiblicher Regungen. Aber schon das Heraustreten aus der Verschanzung des Stolzes war eine Annäherung an die Gefahr gewesen, und so würde es weitergehen.

Die wenigen Worte des Fürsten hatten ihr den drohenden Abgrund aufgetan. Der Archivar mußte fort; gleich konnte das ja nicht geschehen, eine Weile würde es ja wohl noch dauern, aber fort mußte er.

Ehe der Fürst abreiste, sagte er zu Reiffschneider noch einmal: „Vielleicht hören Sie bald von mir etwas!"

Und diese Worte blieben als unangenehmer Klang in dessen Ohr haften. Der Fürst, den er vorher sehr hochgeschätzt hatte, war ihm zu einem Feinde geworden, der draußen Übles gegen ihn vorbereitete, gegen das er sich wehrlos fühlte; denn kam wirklich ein vorteilhafter Antrag, so hatte indessen die Gräfin sicher schon bei ihrem Gatten vorgearbeitet, daß man ihn mit schönen Redensarten und leichten Herzens ziehen ließ.



Ein altes Lied. Nach einer Aufnahme von Frikomar Dörfler.

Zuviel war der Selbständigkeit des Grafen nicht zuzutrauen. Er liebte seine Frau, und des Archivars wegen kam er mit ihr nicht in einen großen Zwiespalt, mochte es ihm auch ein bißchen leid sein. Sie aber haßte ihn, weil er nicht den untertänigen Angestellten spielte, weil er als ein Gleichwertiger angesehen sein wollte. Das hatte auch vielleicht dem Fürsten nicht gepaßt. Sollte er sich etwa hinter die Gräfin-Mutter stecken und betteln, daß er bleiben dürfe? So konnte er sich doch nicht erniedrigen.

Die Sonne, die diesen Sommer so herrlich schien, bekam für ihn einen trüben Glanz, und das bunte Schloßleben sah er jetzt mit dem Gefühle an, als gehörte er nicht mehr hierher. Schon fühlte er sich wie ein Geduldeter, schon regte sich in ihm der Zorn gegen den Hochmut des Kastengeistes, der ihn vertrieb, und er blieb dem Kreise der Gäste oft fern oder er hielt sich auffallend schweigsam.

Da trat eines Tags Gräfin Elisabeth an ihn heran und sagte: „Was ist mit Ihnen, Doktor? Sie sind in jüngster Zeit nicht bei Laune."

„Erlaucht sind sehr gütig," antwortete Reiffschneider förmlich, „bei so reger Geselligkeit noch derlei zu bemerken."

Elisabeth sah ihn groß an und warf mit hochmütiger Ironie hin: „Ich habe mir erlaubt, neugierig zu sein. Verzeihen Sie, Herr Doktor."

Als sie sich dann abwendete, sagte Reiffschneider mit mühsam beherrschter Erregung: „Zürnen Sie mir nicht, gnädigste Gräfin. Ich bin in der letzten Zeit etwas nervös."

„Sie?" entgegnete Elisabeth, sich ihm wieder zukehrend. „Das Modewort ist doch nur eine Ausrede. Sie sollten doch wissen, daß Sie hier Freunde haben, die Sie nicht gern mißgestimmt sehen." Überaus

gütig klang das und war von einem ermunternden Blick begleitet.

„Ich weiß es," sagte Reifschneider, und eine plötzliche Wallung des Gefühls gab Ton und Blick eine Wärme, die Elisabeth die Lider senken ließ.

Sie schlug sie aber gleich wieder auf und sagte lächelnd: „Kann ich denn nicht ein bißchen helfen? Ich tät' es gern. Ich fürchte nämlich, hier in unserem Kreise hat Sie etwas verstimmt. Das könnte aber doch nur ein Mißverständnis sein, das sich leicht klären läßt."

„Man will mich fort haben von hier," sagte Reifschneider halblaut.

Gräfin Elisabeth wurde feuerrot. „Aber Doktor, wie kommen Sie denn darauf?"

„Es ist so."

„Aber das ist mir ja ganz rätselhaft!" fuhr Elisabeth fort, der indessen der dunkle Gedanke an die Schwägerin Karoline aufstieg.

„Ich kann nicht mehr sagen," ergänzte Reifschneider seine Worte. „Ich habe mich vielleicht anscheinend zu sehr vorgedrängt. Aber das brachten die Umstände ohne meinen Willen. Ich dränge mich nicht auf, wenn man mich nicht haben will. Das ist nicht meine Art."

Elisabeth war irre geworden. Sie senkte den Blick nachdenklich, warf dann den Kopf auf und sagte erregt: „Das können nur Mißverständnisse sein, ich versichere Ihnen, nur Mißverständnisse. Niemand will Ihnen Übles, niemand!" Dann standen sich beide Auge in Auge gegenüber, wie gelähmt.

Reifschneider gab sich einen Ruck, trat ans Schachbrett und strich mit den Fingerspitzen über die aufgestellten Figuren.

Elisabeth war verschwunden, als die Gräfin-Mutter mit der Gesellschafterin eintrat und sagte: „Guten Abend, Doktor. War meine Tochter nicht schon hier? Ich sagte ihr, sie sollte einstweilen eine Partie mit Ihnen spielen."

Das war es gewesen, was Karl Reifschneider den Aufenthalt in Bentzau so mild-beglückend, so vornehm-friedvoll hatte erscheinen lassen. Alle Nebenumstände waren nur durchleuchtet gewesen von den Ausstrahlungen dieser einen heimlich wirkenden Kraft, die der Instinkt der Mutter ahnend erfaßt hatte und die jetzt zur Offenbarung gekommen war, weil die eine Seele die andere in Not gesehen hatte. „Elisabeth!" sangen die Vögel, „Elisabeth!" rauschten die Bäume, über „Elisabeth" spannte sich der blaue Himmel, ihretwegen leuchtete die Sonne so funkelnd goldig.

Es waren ja Elisabeths Bruder, Elisabeths Mutter, denen er so zugetan war. Und Gräfin Karoline, die Feindin, war ja nur die Fremde, die von außen ins Haus gekommen, ein anderes Blut. Sie hatten sich immer schon geliebt, von Anfang an, die beiden Seelen, er hatte ja ihre Nähe immer schon als zarte Luft, als weiches Kosen empfunden. Davon konnte aber der Fürst, konnte die Gräfin Karoline nichts geahnt haben.

Aber er selbst? Nun, da die Erkenntnis über sie gekommen war, mußte er nicht jetzt als ehrlicher Mann von freien Stücken fliehen, um nicht über das geliebte Mädchen Bitternisse zu bringen und von Mutter und Bruder als ärgerlicher Eindringling in den Familienfrieden ausgewiesen zu werden? Der Fürst, Gräfin Karoline, sie würden wacker mithelfen bei dieser Austreibung aus dem Paradiese.

Elisabeth war ein reifes Mädchen, hatte selbständigen Geist und trug keine Fesseln kleinlicher Denkungsart. Wenn sie selber den Kampf wagte, wenn ihre Liebe stark genug war, hinauszuwachsen über die Hemmungen des Hergebrachten, dann durfte er sich wohl als der Mann fühlen, der auch eine Tochter des erlauchten Hauses Bentzau würdig durchs Leben geleiten konnte.

Ja, er wollte diese treue Seele höher führen. Dazu fühlte er die Kraft. Ausharren wollte er in bescheidener Geduld, das kurze Aufleuchten der Erkenntnis nicht mißbrauchen, die Fröhlichkeit seines Herzens sorgfältig verbergen. Fand sie einen Weg aus dem Willen ihres Ahnenstolzes, dann fand Frauenlist auch die Mittel, ihm ein Zeichen zu geben, daß sie bereit sei zu kämpfen. Genügte der Entsagenden ein kurzer Traum, dann freilich mußte er in nicht allzu ferner Zeit sein Bündel schnüren, und hinter ihm blieb Achselzucken und mitleidiges Lächeln über eine alte Geschichte, die sich wieder einmal wiederholt hatte. Einige Tage hindurch lag über dem Verkehr zwischen den beiden ein Hauch der Befangenheit, dann war es die Gräfin, die nicht nur den alten Ton wiederfand, sondern in Blick und Klang der Rede, zuweilen sogar in einer lebhaften Gebärde eine Art selbstsicherer Freudigkeit offenbarte, die ermunternd auf Reifschneider wirkte.

In ihrer Gegenwart hatte Karoline gegen Bodo geäußert: „Die Räume, die du für das Archiv hergegeben hast, könnten viel besser für Gäste verwendet werden. Das sieht man jetzt. Aber solange Doktor Reifschneider hier ist, darf natürlich an eine Änderung nicht gedacht werden."

„Allerdings nicht," antwortete der Graf, „denn das Archiv ist ja dort kaum eingerichtet. Aber auch nach Reifschneiders etwaigem Abgang, an den ich hoffentlich nicht so bald zu denken brauche, würde sich kaum darin etwas verändern lassen."

Da hatte Gräfin Karoline hingeworfen: „Glaubst du wirklich, daß er immer hierbleiben wird? Wenn ihm eine bessere Stellung angeboten wird, dürfte er sie gewiß annehmen."

Fast unwirsch hatte der Graf darauf geantwortet: „Vorläufig ist davon keine Rede, und über Dinge, die kommen könnten, will ich mir nicht vor der Zeit den Kopf zerbrechen.“ Seine Stirn hatte sich in Falten gezogen, und die Finger seiner Rechten hatten nervös mit der Rockklappe gespielt.

Die ebenfalls anwesende Gräfin-Mutter hatte dazu bemerkt: „Das wäre ja ganz abscheulich, wenn der Doktor ginge. Man hat sich so an ihn gewöhnt, und ich habe ihn wirklich gern.“

Dabei war ihr Blick flüchtig über Elisabeth hingeglitten, die in heiterer Gelassenheit gemeint hatte: „Bodo hat sehr recht. Wozu sich mit der Frage beschäftigen, da doch gar kein Anlaß dazu vorhanden ist.“

Sie hatte die Schwägerin dabei scharf ins Auge gefaßt, die dann übellaunig trocken geäußert hatte: „Man kann doch davon reden!“

„Unterlasse es lieber!“ hatte der Graf darauf gesagt. „Du hast keine sonderlichen Sympathien für den Mann, ich weiß es, mir wäre es aber schmerzlich, ihn zu verlieren.“

So war es gekommen, daß Elisabeth eine innere Heiterkeit ausstrahlte, die ihr in Reißschneiders Augen eine verjüngende Anmut gab. Endlich fand sie auch die Gelegenheit, ihm zu sagen: „Sie haben letzthin einen bösen Traum gehabt, Doktor. Bodo denkt gar nicht daran, Sie ziehen zu lassen, und Mama kann Sie nicht missen. So steht es in Wahrheit.“ Ein wenig war sie dabei errötet, ihre klugen Augen aber leuchteten ihm feurig entgegen, und sie ließ es geschehen, daß er ihre Hand leise küßte.

Dann sagte sie mit scherzhafter Hoheit: „Sie stehen in Gnaden bei uns, Herr Doktor!“ und sah ihn ein wenig kokettierend an.

Als die Mordtat von Sarajewo geschehen war, unterhielt man sich mit erregter Teilnahme über österreichische Hofverhältnisse. Dann zogen die schwarzen Wolken des Weltgewitters am Horizont auf. Jetzt kam Karl Reißschneiders Blut in heißes Wogen, sein ganzes Wesen reckte sich und wurde zu flammendem Eifer und heiligem Zorn, der sich nicht mehr in das Maß gelassener Mannheit fügte, sich nicht mehr gebunden fühlte durch das Salongesetz gedämpften Tones, sondern dem Drang der übervollen Seele freien Lauf in eifervoller Rede ließ.

Mit dem Grafen wandelte er durch den Park und drang in ihn, die große Stunde mit ganzer Seele zu erfassen und an die Stelle bangen Zweifels die Zuversicht des deutschen Willens zum Siege zu setzen. Er entrollte vor ihm ein Bild deutschen Wesens und seiner Zukunftssendung, das diesen bald mit fortriß zu dem heißen Wunsche, jetzt möchten keine Diplomatenkünste mehr die allgemeine Lüge weiterfristen, sondern der Riesenkampf zwischen Heldentum und Teufelstrug möchte beginnen.



Auf der Spur eines Verwundeten. Nach einem Gemälde von Julian Fałat.

So redete er auch im größeren Kreise, der aufgeregt die neuesten Nachrichten besprach und Bedenken, Ängsten und zagenden Hoffnungen Ausdruck gab. Reif müsse man sich zeigen für das kommende Ungeheuer, hineinwachsen müsse man mit dem Aufschwung des ganzen Menschen in eine große Zeit. Erst war man etwas betreten über diese Art, in den vertraulichen Gedankenaustausch vornehmer Damen und Herren den Ton des Volksredners zu mengen. Aber man fand sich schnell darein, hörte gespannt zu und brach nicht selten unter Führung des Grafen in ziemlich geräuschvolle Kundgebungen aus.

Elisabeth hörte still mit andächtigen Augen zu, die dem Fluge seiner Begeisterung wie verklärt folgten. Aber auch Gräfin Karoline wendete den Blick nicht von ihm, wenn er sprach, und ihre Wangen glühten dabei in heißer Röte.

Die Gäste brachen auf, jedes wollte zu Hause sein, wenn die Entscheidung fiel. Als dann auch in Bentzau das Wort „Mobilmachung" in den Gassen des Städtchens und in den Räumen der beiden Schlösser erklang, berief der Graf alle Angestellten und Bediensteten auf den Platz zwischen dem Schloß und dem großen Teich. Dann trat er vor und hielt, manchmal ein wenig stockend, aber mit kräftiger, warmherziger Betonung eine Ansprache, die mit einem Kaiserhoch schloß. Wein war zur Stelle, der Graf ging von einem zum anderen, fragte nach seinem Militärverhältnis und schüttelte ihm die Hand zum Abschied. Zuletzt ging er an Reifschneider heran und fragte ihn lächelnd: „Hab' ich's recht gemacht?"

Als ihn dieser herzlich beglückwünschte, umarmte und küßte er ihn. „Gott schütze dich, mein bester Freund!" sagte er dazu. „Sei bedankt für alles!"

Die Damen waren als Zuschauer anwesend. In Elisabeths Augen glänzten Tränen, als der Bruder den Freund küßte, und über das Antlitz der Gräfin Karoline ging eine heftige Erregung, die sie die Lippen fest schließen ließ, während die Nasenflügel sich leise blähten und die Stirn sich bewölkte.

Dem Grafen waren nach seiner Gestellungsorder noch zwei Tage Zeit zur Ordnung seiner Angelegenheiten gegeben, ehe er bei seinem Gardereiterregiment einzutreffen hatte. Reifschneider aber wollte schon den ersten Frühzug des nächsten Morgens benutzen, um noch seine Mutter umarmen zu können, ehe er nach München zu seinem Feldartillerieregiment reiste.

Der Graf forderte ihn auf, den Abend noch im Familienkreise zu verbringen. Die beiden Männer tauschten zornmütig gegen die Feinde gerichtete und auch siegesfrohe Reden miteinander aus, in die die Gräfin-Mutter kluge und tapfere Worte von kommender Not und Pflicht mengte. Elisabeth war still und saß blaß da. Auch Gräfin Karoline war schweigsam.

Als dann der Augenblick des Scheidens gekommen war, trat Reifschneider zunächst an die Gräfin-Mutter heran, ihr die Hand zu küssen.

Mit bewegter Stimme sagte diese: „Gott behüte Sie, lieber Doktor! Wir werden für Sie beten und im Geiste stets bei Ihnen sein."

Als er auf Elisabeth zuschritt, wurden Reifschneiders Bewegungen schwerer, als wollte sich der Fuß nicht gern vom Boden heben. Sie streckte ihm die Hand entgegen, die er eben fassen konnte, dann entglitt sie ihm, und sie hing aufschluchzend am Halse der Mutter. Gräfin Karoline aber hatte das Gesicht weinend an die Brust des Gatten geborgen, der statt ihrer dem Scheidenden die Hand drückte mit den Worten: „Leb wohl und laß uns ein siegesfrohes Wiedersehen feiern!"

„In den Staub mit unseren Feinden! Deutschland über alles!" rief Reifschneider an der Tür, und Elisabeth, die den Kopf gewendet hatte, warf ihm noch einmal einen tränenvollen Blick zu. (Fortsetzung folgt.)

Heldenzeit.

Rundet sich wieder ein Jahr im Streit,
Flammende Brücke zur Ewigkeit.

Tückische Stürmer am Heimattor;
Deutsche Treue hält Wacht davor.

Zürnendes Wettern in Sturm und Braus;
Unversehrt das deutsche Haus.

Mögen sie rütteln in Haß und Wut,
Stärker ist deutscher Grimm und Mut.

Jugend verblich und Kraft versank;
Deutschlands Schild blieb klar und blank.

Flossen viel Tränen um Blut und Leid,
Deutschland ward ernster und opferbereit.

Wuchs der Kummer und türmt sich die Last,
Fester den Pflug und das Schwert gefaßt.

Volk der Freiheit, der stolzen Pflicht,
Ringst dich kraftvoll durch Leid zum Licht.

Einig Volk in Schaffen und Krieg,
Dein ist die Zukunft und dein ist der Sieg!

Klinget, ihr Glocken, dem Opferjahr! —
Keines, das größer für Deutschland war.

Karl Rohde.



Boma von Newala mit lagernder Handelskarawane.

Aus Deutsch-Ostafrikas schwerer Zeit.

Von Professor Dr. K. Weule. (Mit drei Abbildungen.)

In der portugiesischen Kammer teilte der Ministerpräsident mit, daß über 2000 Deutsche und Askaris mit Geschützen und Maschinengewehren das Fort Newala angriffen. Der Kampf dauerte 12 Stunden und endete mit einem Sieg der Deutschen. Eine Entsatzkolonne konnte die Verbindung mit dem Fort nicht herstellen. Die Garnison verließ in der Nacht auf den 28. November nach einer im ganzen acht Tage währenden Belagerung das Fort.

Was sich von dem angeblichen Rückzug der Besatzung bewahrheitet, werden wir in hoffentlich nicht zu ferner Zukunft erfahren; vermutlich weilt sie heute in deutscher Gefangenschaft. Neben der erfreulichen, sogar noch Offensivstöße fähigen Widerstandskraft unserer weißen Helden und ihrer schwarzen Soldaten draußen fesselt an diesem Ereignis nicht wenig auch der Schauplatz, der strategisch wie geographisch und ethnographisch zu den interessantesten Teilen von ganz Deutsch-Ostafrika gehört.

Der Südosten von Deutsch-Ostafrika ist orographisch durch zwei Eigentümlichkeiten gekennzeichnet: durch zahlreiche Gruppen von Inselbergen und sehr steil aus der Ebene ansteigende Hochflächen. Jene sind die letzten Zeugen eines seit dem Altertum der Erde tätigen Verwitterungsprozesses, der von den uralten Gneisschichten nur noch diese besonders harten runden Kuppen übriggelassen hat. Ihre Höhe schwankt zwischen 50 und 100 und beinahe 1000 m. Die Hochflächen hingegen sind geologisch jünger; sie liegen in Gestalt des Rondo-, Noto- und Malondeplateaus nahe an der Küste und rufen mit ihren rötlichen Steilrändern fast genau den Eindruck hervor wie die Schwäbische Alb an ihrem Nordwestrand. Sie bestehen aus so lockeren Lehmen und Sanden, daß die Niederschläge sofort zu großen Tiefen versickern, bis sie auf undurchlässige Schichten stoßen, auf denen sie weiterfließen, bis sie rings am Plateaurand als Quellen zutage treten. Dergestalt ist selbst die 8000—10000 qkm große Malondehochebene fast ganz brunnenlos, so daß viele seiner Bewohner den größten Teil des Tages zum Heranschleppen ihres Trink- und Kochbedarfs benötigen. Trotzdem wohnen nicht weniger als 83000 Malonde und auch Teile anderer Völkerschaften, wie der Makua, Yao und Matambwe, auf der luftigen Höhe. Sie zieht der natürliche Festungscharakter des Landes an. Der besteht außer den steilen Rändern aus einer Buschvegetation von solcher Dichte und Undurchdringlichkeit, wie sie wohl kaum je wieder auf Erden vorkommt. Unsere Schutztruppe hat in den 1890er Jahren mehrfach gegen den Usurpator Matschemba kämpfen müssen, der seinen Sitz in Luagala hatte; sie hat ihn nur niederzwingen können, indem sie sich langsam mit dem Buschmesser eine Gasse in die Dornen hieb.



Aeltere Makondefrau im Festschmuck.

Newala liegt auf dem Südwestrande der Makondehochebene, 740 m hoch und mit dem Ausblick über die sanft nach Osten geneigte Ebene bis fast zum Indischen Ozean hin. Ihre Lage hart über dem 600 m hohen Steilabfall stempelt die Station zum beherrschenden Punkt für das ganze weite Gebiet am mittleren Rovuma und bis tief nach Portugiesisch-Ostafrika hinein. Unterstützt wird Newala dabei durch die ebenfalls festen Stationen von Luagala auf dem Nordrand, von Ntschitschira auf dem Südrand hart über dem Rovuma, und von Mahuta im Mittelpunkte der Hochebene. Die Art der Befestigung ist die in ganz Ostafrika übliche der sogen. Boma: ein auf weitem freien Platz gelegenes Rechteck von beträchtlichen Abmessungen, rings von einer 5–6 m hohen Palisade umgeben. Die Palisade besteht aus arm- bis schenkelstarken Stämmen, die man zu mehreren nebeneinander eingräbt und oben durch Querstangen verfestigt. Viele Stangen schlagen von neuem aus, wodurch die Wand selbst gegen Granaten mäßigen Kalibers widerstandsfähig wird. Dabei gewähren die Lücken zwischen den einzelnen Stämmen eine gute Schießmöglichkeit nach außen hin. Unsere Abbildung Seite 271 zeigt einen Teil des Boma-Innern in dem Augenblick, wo eine vom Nyassasee zur Küste marschierende Handelskarawane Rast macht.

Von unvergleichlichem Reiz ist der Blick vom Südrand der Hochebene zum Rovuma hinüber, wie ihn am besten die Boma von Ntschitschira gestattet. Ein tiefgrünes Meer von Busch und Urwald im Vordergrund und weit hinten am ganzen Horizont. Das breite Silberband des Rovuma dazwischen, tief unten in seiner 400 bis 500 m zwischen der Makonde- und der Maviahochebene gegrabenen Schlucht. Dahinter eine Reihe abgeschnürter Staubecken, unter denen der Nangadisee die bedeutendsten Abmessungen aufweist. Über dem Ganzen allabendlich die Glut eines tropischen Sonnenuntergangs, wie ich sie gleich prachtvoll und farbenfreudig sonst nirgends bewundert habe. Die Photographie vermag von ihnen zum allerwenigsten einen Abglanz zu geben.

Jedoch das Interessanteste im Lande sind seine Bewohner. Sie bilden ein buntes Durcheinander von lebenskräftigen Stämmen und Völkerruinen. Die Yao und Makua drängen wuchtig von Süden und Südwesten heran; die Wamnera auf dem Noto- und dem Rondohochland und die Makonde auf dem nach ihnen benannten Hochland sind alteingesessen. Dazwischen sitzen Matambwe, Wangindo und Wangoni und andere Völkertrümmer. Allen ist die Neigung zu abenteuerlichem Körperschmuck eigen: weißgefärbten Holzscheiben von oft fabelhafter Größe in der durchlochten und im Laufe von Jahrzehnten systematisch aufgeweiteten Oberlippe; Ebenholz- und Metallstifte im ebenfalls durchlochten linken Nasenflügel; bunte Papierrollen oder Ebenholzscheiben in den durchlochten Ohrläppchen. Dazu ganze Gemälde von Ziernarbenlinien auf Stirn und Wange, Brust und Bauch, Rücken und Oberschenkel; zierlich gearbeitete Kämme im krausen Haar; sehr bunte Perlenkränze um Stirn und Hals; schwere Messingringe um Hand- und Fußknöchel. Ein malerisches Bild fürwahr, zumal wenn eine ganze Schar von Frauen auf den Reisenden zukommt. Die beiden Abbildungen auf Seite 271 geben einen kleinen Vorgeschmack dieser ethnographischen Genüsse.

So war das Bild vor dem Kriege. Wie es sich infolge des Angriffs der Portugiesen gestaltet hat, die im Bunde mit den Engländern von Süden her auf das Schutzgebiet eindringen, während dieselben Engländer und die Belgier von Norden und Westen her bedauerlicherweise bereits tief, ja bis in das Herz des Schutzgebietes gelangt sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Im Aufstand von 1905 und 1906 ist der Yaohäuptling Matolla von Ntschingulungulu, zwei Tagereisen westlich von Newala tief unten in der weiten Rovuma-Ebene, ohne einen Augenblick des Zögerns mit seinen tapferen Mannen auf unsere Seite getreten. Ich habe unmittelbar nach jenem Aufstand lange bei Matolla gelebt und habe ihn auch im Frieden schätzen gelernt. Hoffentlich hat er auch in der jetzigen schweren Zeit den Weg zu uns gefunden. Der Erfolg von Newala läßt darauf schließen.



Blick vom Südrande der Makondehochebene auf den Rovuma, den Nangadisee und Portugiesisch-Ostafrika.



Aufbruch zum Rückmarsch in die Stellung. Hofphot. Eberth, Kassel.

Grenzwehr und Schützengräben.

Von Hans Elden.

Wall und Graben hat es als Grenzwehr gegeben, solange Habgier den Wohlstand bedrohte und rückständige Völker begehrlichen Auges die Habe des fortgeschritteneren Nachbarn betrachteten. Denn immer waren es die höher kultivierten Stämme, die ihren Besitz gegen Räuberinstinkte zu wahren hatten, gegen ihre Schutzwehren verschwendeten primitive, aber kriegstüchtige Horden an Blut und Masse, was ihnen an Technik gebrach. Meilenweit ziehen sich durch alle deutschen Gaue die Reste solcher alten Landwehren. Die gewaltigsten schufen die Römer, als sie in hundertjähriger Arbeit den Damm des Limes gegen die germanische Flut erbauten. Der vierwöchige Schutz, den kürzlich in Rumänien der geschlagene Feind an den Trajanswällen fand, von denen sogar ein bulgarischer Feldherr sagte, daß ein gut geführtes Heer an dieser Linie überhaupt nicht zu schlagen gewesen wäre, beweist den Wert selbst unzulänglicher Grenzwehren für die moderne Verteidigungskunst.

Mit einer Bewegungskraft ohnegleichen setzte der Krieg in den ersten Wochen ein. Dann brachte die Sintflut der russischen Massenheere eine Wendung hervor. An Marne und Ourcq kam unseren siegreichen Heeren der unerwartete Rückzugsbefehl, und während sie sich von dem geschlagenen Gegner zähneknirschend lösten, entstanden hinter ihnen wie von Zauberhand die festen Stellungen an der Aisne, an denen sich der zahlenmäßig weit überlegene feindliche Ansturm wie an einer Mauer brach. Eine neue Kriegskunst erwuchs mit Aufgaben und Kampfmitteln, die den Erfahrungen jeder Vergangenheit entwachsen war. Es war die Entstehungsstunde des neuen Graben- und Stellungskrieges, und mit ihr kam noch einmal ein Wettstreit der Verteidigungs- und Angriffsmittel, wie ihn die Vergangenheit zwischen Panzer und Geschütz gesehen hatte. Verdutzt hemmten die feindlichen Heere ihren vermeintlichen Siegeslauf, und ausführliche Schilderungen des neuen Hindernisses lösten in der Presse die Nachrichten vom „deutschen Rückzug“ ab. Ausführlich schilderten „Times“ die tiefen Gräben der neuen deutschen Linien mit ihren Brustwehren und Schilden, ihren Deckungen und Unterständen, die eine schnelle Berennung aussichtslos erscheinen ließen. „Matin“ brachte einen Querschnitt und schrieb dazu: „Betrachtet dieses Bild und ihr werdet einsehen, warum die Schlacht an der Aisne so lange dauert.“ In der Tat, sie dauert jetzt zwei Jahre, und ihr Ende ist noch nicht abzusehen!

In diesen Gräben haben unsere Heere eine Heimat gefunden, wie sie nie zuvor eine Feldarmee für Monate, für Jahre in dieser Eigenart, Sicherheit, Unbezwinglichkeit sich geschaffen hat. Natürlich haben die Gegner das an der Aisne erfundene System dann ebenfalls nachgeahmt, aber die Anregung, die Überlegenheit, der Fortschritt sind immer auf deutscher Seite geblieben. Mit der plastischen Kraft des Dichters hat Schmidbonn den ersten Eindruck der Aisnestellungen geschildert, wo unsere Heere nach mehr als zwei Jahren noch immer dicht bei Paris stehen, und wo alle Mittel einer gesteigerten Angriffskunst sie nicht hat vertreiben können. „Wir treten in den Graben, der vom Meere bis zur Schweiz läuft, von dem die Geschlechter der Enkel noch staunend erzählen werden. Er beginnt, wie mit dem Messer eingeschnitten, oben auf der Hochebene und biegt sich in weitem Bogen um den Hang nach unten. Man geht hindurch über sorgfältig gelegte Bohlen, nur beim Ausweichen die Wände berührend. Dem Feinde zu ist von Zeit zu Zeit ein Stand eingeschnitten, auf dem unbewegt ein Posten steht und durch ein Guckloch späht.“ So waren die Anfänge, rasch schritt die Entwicklung fort, die schon ein Bericht Wegeners aus der Gegend zwischen Maas und Mosel ein halbes Jahr später

erkennen läßt. „Ein sonderbares Reich, diese Schützengräben dicht vor dem Feinde! So oft man darin gewesen, immer ist es eine neue Spannung der Nerven, und wird es immer mehr, je vollkommener und raffinierter die Angriffs- und Zerstörungsmittel werden, die Handgranaten, Stinkbomben, Wurfminen, Sprengtunnels usw. Eine unterirdische Welt ist es, aber nicht im Sinne lichtloser Höhlen. Blendend flutet das Tageslicht in die Gräben hinein, die in lockeres Kalkgestein geschnitten sind, aber niemand darf es wagen, ein Glied über den Rand zu erheben: hart über unseren Häuptern lauert der Tod." — Und nun muß man denken an die vielen Vorposten- und Horchgräben, die Verbindungs- und Annäherungsgräben, die Aufnahme- und Reservegräben, die allein an der Sommefront die Länge eines Erdmeridians erreichen sollen, muß denken an das labyrinthische Netz dieser unterirdischen Stadt, in der Hunderttausende kommen und gehen, wachen und schlafen, leben und sterben. An die Gräben, die den weichen Ackerboden in Flandern, Frankreich, Rußland furchen, wie sie den Kalk der Champagne und die Felsen der Dolomiten schneiden, die gleicherweise den wolhynischen Schlamm und den Sand der Sinaiwüste spalten, an die Gräben, die Häuser, Fabriken, Dörfer, verlassene Städte schneiden, die kein Berg oder Tal, kein Wald oder Sumpf in ihrem Wege hemmt. Man muß einen Augenblick denken an das Blut, das die Wände dieser Gräben getrunken haben, und an die Himmelsströme, die ihre Bahn hindurchgefunden und es wieder abgewaschen haben. An die unnennbaren Geheimnisse, die die Erde, auf Tausenden Kilometern in ihrem Querschnitt entblößt, enthüllen mußte, und an die neuen Gräber, die der Kampf in den Schützengräben türmt, bis sie erneuter Kampf der schweren Geschütze zu erneutem Grauen wieder öffnete.

Das waren noch die alten Gräben aus dem ersten Jahre, an denen sich mancher Gegner vergeblich die Köpfe eingerannt hatte, bis unser Angriff am Dunajec unter Mackensen bewies, daß der Durchbruch in breiter Front auch durch ein solches System moderner Feldstellungen möglich ist. Wie mit Fanfaren klang es am 3. Mai 1915 über die ganze Welt: der Durchbruch der verbündeten Heere bei Gorlice und Tarnow. Hier war das für unmöglich Gehaltene gelungen, eine von langer Hand ausgebaute Stellung mit schwerem Geschütz zerschlagen und überrannt, dem Stellungskrieg durch den Willen des Angreifers ein Ende gemacht. Die Folgen sind bekannt, wenn je in diesem Kriege, so ist am Dunajec Weltgeschichte gemacht worden, dort wurde das Königreich Polen wiedergeboren.

Natürlich lernte auch der Gegner aus der Schlacht von Gorlice. Was später auf unsere und die Stellungen unserer Verbündeten im Westen, im Osten und am Isonzo an schwerem Kaliber getrommelt worden ist, entsprang und entsprach den Lehren von Gorlice—Tarnow. Wir aber hatten doch den Vorsprung und wußten fortan am besten, was ein Schützen- und Stellungsgraben auszuhalten haben würde: wir konnten uns danach einrichten. So hat die Dunajecschlacht unmittelbar den Anlaß gegeben zu der neueren Entwicklung der festen Feldstellung, vor allem der bombensicheren Unterstände im und hinter dem Schützengraben, und so kam es denn auch, daß die Mittel, mit denen der Feind geschlagen war, doch wieder versagten, als man sie später gegen uns in Anwendung brachte. Es kam noch eins hinzu, was uns weder der Russe noch der Franzose im ganzen Umfange nachmachen konnte: der Mann im Schützengraben und die von ihm unablässig und unermüdlich geleistete Arbeit!

Als die Erdunterstände und Balkenlagen der Gräben aus dem ersten Kriegsjahre unter dem Trommelfeuer der Mörser und schweren Schiffsgeschütze wie Kartenhäuser zusammenbrachen, als weder Stahlschilde noch Sandsackmauern noch die ganzen hingeopferten Wälder des Westens und Ostens den Orkan von Eisen abhalten konnten, mit dem der Angreifer die Gräben einebnete, da trat zu den älteren Baumitteln der Beton im weiten Umfange hinzu. Zu Dutzenden waren die Betonfestungen über der Erde zertrümmert worden, jetzt wuchsen sie unter der Erde, wuchsen im Gefüge der Stellungsgräben wieder auf. „Die Deutschen", schrieb erst kürzlich der Italiener Calza Bedolo von der englischen Front, „haben den Schützengraben auf die Höhe der permanenten Befestigung erhoben. Von Tag zu Tag sind sie in dieser Kunst fortgeschritten, so daß sich ihre Gräben heute nicht mehr erobern lassen, wenn man sie nicht völlig vom Erdboden vertilgt. Und dann noch sind Schlachten nötig, die Tausende von Menschenleben und Millionen an Geld erfordern."

So ist es, und man kann vorhersagen, daß mit der fortschreitenden Wucht der Angriffsmittel auch weiter die Befestigungen Schritt halten werden. Auch im Kampfe zwischen Schiffsgeschütz und Küstenbefestigung ist es ja, wie die Engländer an den Dardanellen schmerzlich erfahren haben, ähnlich gegangen. Als an der Westfront die Engländer und Franzosen unsere Stellungen an der Somme bis zur Vernichtung eingestampft zu haben glaubten und mit Infanterie und Reiterei die Frucht des Sieges der Geschütze pflücken wollten, da schlug ihnen aus den Resten der Gräben ein wütender Widerstand der Maschinengewehre, Flinten und Nahkampfmittel entgegen, und Hunderttausende haben dann den kurzen Weg der feindlichen Erfolge dort mit ihren Leibern gepflastert. Erst die Zukunft wird die technischen Einzelheiten dieser jüngsten Schützengrabenkunst ganz enthüllen, bewiesen ist aber schon jetzt, daß es selbst mit der schwersten Artillerie nicht mehr möglich ist, eine modern gebaute und opferwillig verteidigte Feldstellung ohne schwerste Infanterieopfer zu nehmen. Damit hat der Schützengraben die Entwicklung erreicht, die ihn auch zu einer ständigen Landesbefestigung zu befähigen scheint, und es tritt die Frage heran, ob noch einmal, wie in alter Zeit, eine dauernde Landwehr die Grenzen eines bedrohten Staates schützen kann und soll. Die Erfahrungen dieses Krieges — und des Friedensschlusses werden wohl auch auf diese Frage die Antwort erteilen.





Erster Versuch. Nach einem Gemälde von E. Kurzbauer. Phot.-Verlag Franz Hanfstaengl, München.

Ludchen Hanning und seine Fahrten.

Novelle von Wilhelm Vogelpohl. (Schluß.)

In Ludchens Hause rauschten die Wasserbäche weiter: zwei, drei, vier Tage. Am fünften Tage packte Ludchen vor dem Schuppen ein Fuder Torf und spannte an. Eben stieg er auf: da griff Kathrine dem Pferde in die Zügel.

Was er wolle? Dazubleiben hätt' er!

Ludchen hob die Peitsche: „Schimmel, hüh!"

Der Schimmel schlenkerte den Kopf, wippte das Hinterteil in die Höhe — und das Fuhrwerk knirschte an dem kreischenden Weibe vorüber.

Und Ludchen fuhr durch die Heide und durch das Dorf, er fuhr auf der weißen Landstraße unter den blühenden Apfelbäumen. Allerorten grüßten ihn die Bekannten.

„Dag, Ludchen! Wo is 't noch?"

„Danke! Immer god genog!"

„No, denn man to!"

Und er fuhr und fuhr. Bald stand er auf seinem Wagen, bald schritt er nebenher. Wollte der gute Schimmel grasen, so setzte sich Ludchen an den Grabenrand und zog sein Brot aus der Tasche. Und er fuhr drei volle Tage und meinte, die Erde sei noch nie so hell und schön gewesen.

Christine trat in die Tür, als Ludchen endlich wieder auf dem Hofe hielt. Sie lachte in sich hinein — Ludchen hatte sie nie lachen sehen — und erzählte, daß die fremde Person gestern abgezogen sei. „Ik will min Lib'n hier nich dandslagen in düsse Lumpenwirtschaft!" hatte sie gesagt, aber einen Topf Milch und eine Stiege Eier hatte sie mitgenommen.

„Dat makt niks!" lachte Ludchen. Und er klopfte den Schimmel und besah die abgebröckelte Wand, die die Gefahr zuerst erkannt und die Empörung begonnen hatte.

Und über der Heide sangen die Lerchen in der flirrenden Sonne. — —

Ludchen lebte wieder sein ruhiges Leben. Er besorgte seinen kleinen Acker und erntete, was er ihm gab. Oder er stand in der Torfgrube, bis das Wetter ihn ins Haus trieb. Im Winter band er Heide- und Strandbesen.

Aber wenn im Frühjahr der lange Heideweg in der Sonne blitzte, brachte Ludchen Torf und Besen in die Dörfer und in die Stadt. Es war eine Lust, wie die Landstraße endlos weit vor ihm her lief und ganz in der Ferne in ein weißes Tor mündete. Die Goldammern begleiteten ihn von Baum zu Baum und riefen einander zu:

„Du, och wat bist du mi le—ev!"

„Wat wat wat is dat doch schö—ön!" verstand Ludchen und dachte: Immer god genog!

Die Straße hatte ihn einmal gerettet. Das vergaß Ludchen Hanning ihr nicht.

Überall sah man ihn gern, weil er zuverlässig und frohen Sinnes war. Fuhr er in die Stadt, so hatte er mancherlei Aufträge auszurichten, manche Stadtware mitzubringen, und die Leute gewöhnten sich an seine Fahrten. Den Kindern im Dorfe wurde er ein guter Freund, immer gab es etwas Besonderes für sie.

Anfangs war er nur mit dem Frühling aus Moor und Heide gekommen. Aber bald machte er seine Fuhren

kleiner, damit auch für den Sommer und Herbst noch etwas auszufahren blieb. Was Ludchen zum Leben nötig hatte, gab die Straße ihm reichlich, von den unsichtbaren Zutaten gar nicht zu reden.

Und ein Frühling nach dem andern ging, und Ludchen kam in die Jahre. Christine besorgte die häuslichen Geschäfte noch wie früher, nur langsamer, viel langsamer. Darüber machte er sich oft Gedanken. Zudem stand seit einem Jahre nicht weit von seinen Torfgruben ein schwarzes Ungetüm, das fauchte und heulte und verhöhnte seine ehrliche Arbeit. Das Untier fraß das Moor förmlich weg. Auch Ludchens Torfstiche wollte es verschlingen. Was sollte das werden? Er spürte das Rattern in seinem bebenden Hause. Die Stille war aus der Heide geflohen.

Sein hageres, bartloses Gesicht wurde plötzlich ernst und dunkel. Man sah ihm an, daß etwas umging in seinen Gedanken. In der Torfgrube hielt er's immer nicht lange mehr aus. Er fuhr nun fast in jeder Woche auf der Landstraße, sogar im Winter. Die vorsichtigen Holthuser merkten seine Not und rieten ihm, er möge seinen Kram an die Siedlungsgesellschaft verkaufen und in die Stadt ziehen. Es war bekannt, daß die Gesellschaft bei Ludchen angefragt hatte.

Aber in die Stadt? Was sollte Ludchen Hanning wohl in der Stadt? Daß der Lärm ihn zu Tode quäle? Daß sie ihn umliefen, wenn er einmal stehen blieb? Er schüttelte den Kopf. „Nei, nei! Dat is nich möglich, dat is gar nich möglich!“

Und draußen bleiben — das ging auch nicht mehr. Und dann — was sollte mit Christine werden?

„Nei, nei!“ — —

Es war kurz vor Weihnachten, als Ludchen Hanning wieder in die Stadt fuhr. Seine Augen schienen heller als sonst, und es gab diesmal reichliche Bestellungen an den Weihnachtsmann. Darum fiel es nicht auf, daß Ludchen einen Tag länger ausblieb.

Auf der Heimfahrt rannte ihm ein eisiger Nordost entgegen und schmiß ihm spitze Schneenadeln ins Gesicht. Es wurde früh dunkel. Ludchen duckte sich in seinen Mantel, schlug die Leine um die Arme und ließ den Schimmel gehen. Der Wind sägte und schrie in den Bäumen und peitschte den Schnee. Es mußte schlimm sein. Wie der Schimmel schnob! Ludchen sah nichts mehr. Ob er die Pakete noch alle hatte? Und sein Papier? Er suchte die Tasche. Aber er mußte doch bald in Holthusen sein. Er konnte sich nicht rühren: seine Glieder waren starr. Da — was war das? Stand der Wagen nicht still?

„Hüh, Schimmel!“ rief er, „hüh!“

Und er quälte den Kopf aus dem Mantel heraus. Da traf ein brennender Schlag sein Gesicht, daß ihm die Augen flackerten. Ein harter Ruck folgte. Jemand riß an seinen Armen. „Sachte, sachte, Schimmel!“

Dann lag er ruhig. Und der Schnee sang und lief und kletterte an seinem Körper herauf. — Aber ja! schien da nicht die weiße Sonne? Natürlich. Und über ihm klingelten die Lerchen. Tüdüdl . . . düdl düdl . . . tüdüdl . . . tüdüdl . . . immer höher . . . düdl düdl . . . tüdüdl . . . nun ganz ferne . . . dü—dl . . . dü—dl . . . und nun hörte er sie nicht mehr. Still . . . still . . .

Mit zerschlagener Deichsel kam das Pferd in Holthusen an. Eine halbe Stunde später fand man Ludchen Hanning an der Straße. Der Sturm hatte den Wagen gegen einen Baum getrieben und umgerissen. Ludchen atmete noch. Ein Ast mußte seine Stirn blutig geschrammt haben. Die Leute rieben seine Glieder mit Schnee, wanden ihn in Decken und Röcke und brachten ihn in das nächste Haus.

Ein paar Stunden lag Ludchen ohne Bewußtsein. Dann war er wieder da. Nur die Stirn brannte ihm noch.

„Na, Ludchen, wie geht's?“ fragte der Arzt, der neben ihm saß.

„Och no,“ meinte der, „immer god genog!“ Ja, das habe sein Vater immer gern gesagt und behauptet, damit käme man durch die ganze Welt.

Da lachten alle, und jeder wußte, daß Ludchen Hanning durch war. Nun erfuhr er das Geschehene.

Aber wo der Wagen sei — und das Pferd?

Alles im Dorfe. Auch die Pakete und Kisten.

Und seine Papiere? Er suchte mit den Augen nach seinem Rocke. Ja, was denn für Papiere?

Da kam's heraus, daß Ludwig Hanning gestern in der Stadt seinen Besitz verkauft hatte.

„Nu kiek eener an! Un so up Knall un Fall. Wer kriegt et denn? De Gesellschaft? Nu segge doch!“

Ludchen hob sich im Bett und schmunzelte: „Jo, de Gesellschaft!“

„Wat gif 't denn, he? Ne, dat seggt he nich. He is nu Milljonär!“

Die Stube füllte sich, auch der Ortsvorsteher war da. Und es zeigte sich, daß Ludchen für seinen Moorbesitz einen anständigen Preis erhielt. Obendrein hatte die Siedlungsgesellschaft abgemacht, für ihn und Christine ein leerstehendes Häuschen in Holthusen zu mieten, solange die beiden lebten. Und Heidebesen könne er binden, soviel er wolle.

„Junge, dat is recht, dat du hier bliwst. Wat wullt du ok in de Stadt?“

Der Ortsvorsteher war ans Bett getreten und machte ein pfiffiges Gesicht. Was der nun wieder wollte?

„Ik will di wat seggen, Ludchen, ik mak di 'n Vorschlag. Du bliwst hier, dat is god. Weest du, du bist for de Einsamkeit un for de Natur. Un weest du, un is in 'n Armenhuse jüst niks inne. Dat wör wat for di, Junge! Du kannst dorin ganz frie wohn'n — und de Christine auk. Wat meenst du dorto?“

Wenn er ja sagt, erbt Holthusen mal sein Geld, denkt sich der Vorsteher. Ludchen hatte ja jetzt Geld.

Was für lange Hälse auf einmal alle machten. Das mußte man sagen: der Vorsteher verstand seine Sache.

„Is dor nich de rote Kathrin in?“ fragte Ludchen. Ein verstecktes Lächeln glitt über die Gesichter.

Nein, die war im letzten Sommer davongelaufen, nach dem Tode ihrer Mutter. Wer weiß, wohin! Vielleicht gar in die Stadt!

„Ower in 'n Armenhuse,“ meinte Ludchen, „dor is keen Platz inne vor den Schimmel und for Christine ehre Koh?“

Oh, das ist nichts. Ein kleiner Stall kann rasch gebaut werden.

Das Armenhaus lag an der Morgensonne, an dem letzten buschigen Hügel der Wiehenberge, eine halbe Stunde vom Dorfe. Dort wohnte er still wie in der Heide, nur etwas höher. Das lockte Ludchen Hanning, und er sagte zu. Aber er merkte ihre listigen Absichten und machte im stillen seine Pläne dagegen. Sein bißchen Geld! Er wußte schon, wo das blieb. Er hatte in den letzten Jahren manchen kleinen Freund gefunden . . .

Ende April fuhren zwei Wagen dem Armenhause zu. Den ersten mit den beiden stillen Menschen aus der Heide zog der getreue Schimmel. Ein Kinderschwarm stand hinten auf, und diese Kinder wurden von nun an tägliche Gäste im Armenhause. Der zweite Wagen folgte mit dem alten Hausrat.

Der Tag war hell. Die Schlehen blühten am Wege, die frühesten Lerchen meldeten sich. Ludchen dachte an seinen Vater: er hatte doch recht behalten — immer. Und seine Seele flatterte auf wie ein lichtfroher Vogel.

Musenhain. Nach einem Gemälde von **Leopold Rothaug.**







Eiserner D-Zugwagen mit weißem Dach.

Fortschritte der Eisenbahntechnik.

Von Dr. Albert Neuburger. (Mit drei Abbildungen.)

Die ruhige Zuversicht, mit der man in Deutschland dem Ausgang des Krieges entgegensieht, läßt sich nicht besser erkennen als aus der Tatsache, daß man im Lande, während draußen der Kampf tobt, der technischen Entwicklung auf Gebieten neue Bahnen weist, auf denen die Fortschritte vielleicht erst in Friedensjahren zur vollen Wirkung gelangen werden. Zu diesen Gebieten gehört vor allem das Eisenbahnwesen. Mitten in der Kriegszeit hat man jetzt durch die Einstellung des ersten eisernen D-Zuges in den Verkehr eine in ihren Folgen bedeutsame Neuerung geschaffen.

Die Erfahrung lehrte, daß bei Zusammenstößen von Eisenbahnzügen der größte Teil der Verletzungen auf das Zerquetschen der Wagen und die Splitter zurückzuführen ist, die durch das Zerbrechen und Zerdrücken ihrer Holzteile entstehen. Die Zersplitterung ist natürlich um so weitgehender, je schneller der Zug fährt. Man kann also wohl behaupten, daß bei der Verwendung von Holz die Zahl der Verletzungen mit der wachsenden Zuggeschwindigkeit steigen muß. Dieser Umstand ließ es ratsam erscheinen, bei schnellfahrenden Zügen anstatt des bisher benutzten Holzes ein anderes Material zu verwenden, und so tauchte schon früher der Gedanke auf, Züge zu bauen, die vollkommen aus Eisen bestehen. Ein derartiger Zug ist vor kurzem zusammengestellt und in den preußischen Eisenbahndienst übernommen worden. Er verkehrt als D-Zug zwischen Berlin und Köln und besteht aus fünf eisernen Personen- und einem Speisewagen. Für die Reisenden bietet er die größte überhaupt denkbare Sicherheit: können doch bei einem Zusammenstoß keine Verletzungen durch zersplitterte Holzteile mehr vorkommen. Außerdem ist aber durch eine besondere Bauart dafür gesorgt, daß jeder einzelne Wagen dem bei einem Zusammenstoß entstehenden Anprall Widerstand leisten kann.

Unsere Bilder lassen die Einzelheiten dieser Bauart erkennen. Sie zeigen die neuen Wagen nach ihrer Vollendung sowie während des Baus, der in den Werkstätten der Firma van der Zypen & Charlier, Köln-Deutz, ausgeführt wurde. Man sieht, daß jeder Wagen aus einem eisernen mit den Seitenwänden fest verbundenen Gerippe besteht. Es kommt eine sogenannte „Tragwand" zustande. Der Boden ist aus eisernen Trägern hergestellt und mit starken Versteifungen versehen. Die Stirnwände und Vorbauten sind derart ausgeführt, daß sie bei einem Zusammenstoß als „rammsicher" gelten können. Es wurde zu diesem Zwecke im Innern des Vorbaus ein von einer Seitenwand zur andern reichendes tonnenförmiges „Rammdach" eingebaut, das auf den vier Ecken des Vorbaus aufliegt, die ihrerseits wieder aus eisernen kastenförmigen Ecksäulen bestehen.



Tragwände und Untergestell eines eisernen Personen-D-Zugwagens.

Auch die Außenansicht läßt den eisernen Bau der Wagen erkennen. Man sieht überall die Vernietungen, durch die die Eisenteile zusammengehalten werden, und erkennt das Rammdach. Als besonders bemerkenswert sei noch hervorgehoben, daß die neuen eisernen Wagen leichter sind als die alten hölzernen, so daß zunächst bei gleicher Anzahl von Wagen Kohlenersparnis eintritt. Ferner können besonders auf Strecken mit Steigungen je nach den Verhältnissen mehr Wagen mitgenommen werden als bisher, und endlich ermöglicht das geringere Wagengewicht in Verbindung mit größerer Sicherheit auch die Erzielung einer größeren Zugsgeschwindigkeit. Das Dach der Wagen ist mit einem weißen Anstrich versehen, der die Sonnenstrahlen zurückwirft, so daß im Sommer das Wageninnere kühl bleibt. Welches Vertrauen man in die Betriebssicherheit der eisernen Wagen setzt, mag man daraus ersehen, daß auch die neuen Wagen der in Berlin im Bau begriffenen, für den Stadtverkehr bestimmten Schnellbahn der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft, der „AEG-Schnellbahn", aus Eisen hergestellt werden sollen.

Eine nicht minder wichtige Neuerung, die gleichfalls vor kurzem auf den preußischen Bahnen erprobt wurde und so günstige Ergebnisse lieferte, daß mit ihrer baldigen Einführung gerechnet werden kann, ist die durchgehende Güterzugsbremse. Unsere Güterzüge fuhren bisher sehr langsam, was der Laie ihrem schweren Gewicht zuschrieb. Dieses kommt jedoch für die Geschwindigkeit nicht in dem Maße in Betracht, wie man glaubt, sind doch die heutigen Güterzugslokomotiven leistungsfähig genug, um auch schwere Güterzüge mit bedeutend größerer Geschwindigkeit befördern zu können. Die Langsamkeit wurde vielmehr durch die Bremsfähigkeit bedingt. Es gilt als Grundsatz (und alle unsere Eisenbahnsignale sind darauf eingerichtet), daß kein Zug eine längere Bremsstrecke haben darf als 700 m, d. h. 700 m hinter dem Punkt, wo die Bremsung begann, muß er zum Stillstand kommen. Die Güterzüge sind nun mit Handbremsen ausgestattet, die von Bremsern bedient werden. Der Lokomotivführer gibt das Bremssignal mit der Dampfpfeife. Bis dieses nun am Ende eines langen Zuges hörbar wird, bis der Bremser die Bremskurbel ergreift, sie dreht und bis dann die Bremsklötze so fest an den Bremsrädern anliegen, daß deren Umdrehungen genügend verlangsamt sind oder ganz aufhören, vergeht eine geraume Zeit, während welcher der Zug immer weiter fährt. Hat er eine große Geschwindigkeit, so sind dabei die 700 m der vorschriftsmäßigen Bremsstrecke schnell durchlaufen. Deshalb muß die Geschwindigkeit derart verringert werden, daß der Zug unter allen Umständen auf 700 m zum Stehen kommt. Hierdurch entstehen viele Übelstände, vor allem der, daß die Züge die Strecken sehr lange belegen und dadurch die glatte und schleunige Abwicklung des übrigen Zugverkehrs verhindern. Die zu befördernden Güter sind lange unterwegs und stellen, da es sich größtenteils um Handelsware handelt, während dieser Zeit ein totes, am Umsatz nicht teilnehmendes und daher für unser Wirtschaftsleben verlorenes Kapital dar. Diese Umstände gaben schon früher zu verschiedenartigen Abhilfsvorschlägen Veranlassung. So sollten z. B. die Strecken des stärksten Verkehrs viergleisig ausgebaut werden, wobei zwei Geleise ausschließlich für den Güterzugsverkehr reserviert werden sollten. Ein derartiger außerordentlich kostspieliger Ausbau wird sich aber jetzt erübrigen, nachdem die neuerdings durchgeführten Versuche der preußischen Staatsbahn mit der durchgehenden Güterzugsbremse ganz vorzügliche Ergebnisse gezeitigt haben. Es handelt sich dabei um eine Luftdruckbremse, ähnlich jener der Personenzüge, bei der der ganze Zug von der Lokomotive aus auf das schnellste gebremst werden kann. Die Anbringung einer derartigen Bremse am Güterzug mag dem Nichtfachmann als etwas sehr Einfaches erscheinen, nachdem man an den Personenzügen genügende Erfahrungen damit gesammelt hat. Sie stößt jedoch auf verschiedene Schwierigkeiten. Es mag nur daran erinnert werden, daß der Güterzug fast auf jeder Station rangieren, Wagen abstoßen und neue aufnehmen muß. Dann aber sind Güterwagen schwer belastet, so daß ihnen bei nur einigermaßen größerer Geschwindigkeit eine große „lebendige Kraft" innewohnt. Die Bremse muß daher nicht nur sehr kräftig, sondern vor allem auch stoßfrei wirken, damit die gebremste Masse ohne Schaden an Material rasch zum Stehen kommt. Sie muß auch gleichmäßig wirken, damit bei der Länge der Züge am vorderen und hinteren Ende nicht verschiedene Geschwindigkeiten auftreten, was zu einem Reißen der Kuppelungen führen kann. Um welche Bremsleistungen es sich hier handelt, mag man daraus ersehen, daß ein leerer, auf einer österreichischen Bahn erprobter Versuchszug von 100 Wagen mit Tender ein Gewicht von nicht weniger als 9521 Tonnen (1 Tonne = 1000 kg) hatte und daß sich die Länge der Bremsleitung auf 1029 m, also auf mehr als einen Kilometer, belief. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Bremswirkung betrug 360 m in der Sekunde, so daß drei Sekunden, nachdem der Lokomotivführer den Bremshebel auf der Maschine herumgelegt hatte, am letzten gebremsten Wagen die Bremsklötze an den Radkränzen anlagen.

Die kürzlich durchgeführten Versuche der preußischen Eisenbahnverwaltung fanden in dem gebirgigen Gelände Thüringens statt. Es wurde dabei eine Bremse verwendet, die es gestattete, mit dem Güterzug Geschwindigkeiten zu

Eiserner Personen-D-Zugswagen. Besonders beachtenswert ist die Konstruktion des Daches und der Stirnwand mit den starken eisernen Säulen.

erreichen, die jener der Schnellzüge gleichkamen. Dabei wurde der Zug auch bei Gefälle regelmäßig auf 700 m zum Halten gebracht. Außerdem aber ließ sich die Zugsgeschwindigkeit ganz genau und zwar auf lange Strecken regeln. So konnte man z. B. den Zug vor einem langen Gefälle glatt und stoßfrei soweit abbremsen, daß er es ganz genau mit der befohlenen 10-km-Geschwindigkeit in der Stunde hinabfuhr, wobei der Zeiger des Geschwindigkeitsmessers unverrückbar auf dieser Zahl stehen blieb, bis durch eine anderweitige Stellung des Bremshebels eine andere Geschwindigkeit eingestellt wurde. Die durchgehende Güterzugsbremse, deren Einführung bevorsteht, wird es ermöglichen, die Geschwindigkeit der Güterzüge, die bisher 20 bis 30, höchstens vielleicht 40 km in der Stunde betrug, auf 60 und 80 km und vielleicht darüber zu erhöhen. Dann werden wir, da die beförderten Wagen rascher wieder zur Verfügung stehen, weniger Wagenmaterial benötigen, die Güter werden weniger lang unterwegs sein, schneller umgesetzt werden können, und unsere Eisenbahnstrecken werden eine bessere Ausnützung erfahren als bisher, so daß sich aus dieser einzigen technischen Verbesserung eine ganze Anzahl wirtschaftlicher Vorteile von höchster Bedeutung ergibt.

Auch eine andere, in neuerer Zeit vielerörterte Frage hat nunmehr durch Versuche auf schwedischen Bahnen ihre Lösung gefunden, nämlich die Telephonie vom und zum fahrenden Zuge. Es handelt sich dabei nicht etwa nur um einzelne Versuche. Das Verfahren, vom und zum fahrenden Zuge zu telephonieren, das von dem Artilleriehauptmann V. Werner und Ingenieur K. Warfvinge herrührt, ist in Schweden volle zwei Jahre lang erprobt worden und soll, da dabei vorzügliche Ergebnisse erzielt wurden, nunmehr seitens der schwedischen Staatsbahnen in großem Maßstab eingeführt werden. Die Erprobung fand auf der Linie Stockholm—Nynäs statt. Die Züge sowohl wie die Empfangsstationen wurden mit Einrichtungen zur Wellentelephonie ausgestattet. Dabei gelang es, ganz beträchtliche Entfernungen zu überbrücken. So konnte man von einem in der Nähe von Stockholm fahrenden Zuge aus mit der 1000 km entfernten Station Lulea sprechen. Die Sprache klingt bei Verwendung der Werner-Warfvingeschen Einrichtungen kräftiger als in den üblichen Fernsprechern. Irgendwelche Störungen im sonstigen auf Drahtleitungen stattfindenden Telephon- und Telegraphenverkehr waren nicht wahrnehmbar. Die Einrichtungen sind verhältnismäßig einfach und nehmen so wenig Raum weg, daß sie sogar im Kraftwagen Verwendung finden können. Man hat, noch ehe man an die Ausrüstung der erwähnten Eisenbahnstrecke ging, Versuche mit Kraftwagen gemacht, die auf der Landstraße dahinfuhren. Auch hier war eine deutliche und durch nichts behinderte Verständigung möglich. Die Ausstattung der schwedischen Bahnen mit drahtloser Telephonie bedeutet nicht nur einen gewaltigen Fortschritt für die Reisenden, die dadurch ebenso wie bei Fahrten im Kraftwagen in ständiger Verbindung mit der übrigen Welt bleiben können, sondern vor allem auch für den Eisenbahnbetrieb selbst. So wird es z. B. möglich sein, beim Versagen von Signalen den Lokomotivführer auf drahtlosem Wege zu benachrichtigen oder ihn bei Nebel, Schneesturm usw. von der Stellung der Signale in Kenntnis zu setzen, wodurch eine neue Sicherheit für den Betrieb geschaffen wird.

Der Hansi.

Das war ein höllisch satanischer Tag,
Von der rasenden Trommel des Todes durchtobt!
Es hat bei ihrem gewaltigen Schlag
Sich mancher Heide dem Himmel verlobt.

Das war voll Qualen und Sterben ein Tag!
Fünf Stürmen hatten sie blutig gewehrt,
Und was nicht zerschlagen im Graben lag,
Das war bis ins innerste Mark versehrt.

Der Feind sank selber gebrochen und wund
Zurück in seine verdorbene Wacht.
Zuweilen nur funkt noch ein Teufelsschlund
Den giftigen Odem durch schwelende Nacht.

Es wagt die trauernde Erde kaum
Zu atmen aus der zerfetzten Brust!
Der Schöpfer bedeckt im Himmelsraum
Mit zitternden Händen der Sterne Lust.

Der Rest der tapferen Kompanie
Hockt im zertrümmerten Unterstand. —
Da knistert ein Brieflein, er weiß nicht wie,
Dem sinnenden Hauptmann in die Hand.

Er öffnet's beim schwanken Kerzenschein;
Seit morgens trug er's auf der Brust.
Vier Seiten Liebe, so fraulich und fein;
Der Tot hat nichts davon gewußt.

Und über manchem Sehnsuchtsgruß
Und mancher kleinen und großen Not,
Da steht es unter dem letzten Kuß:
„Und denk nur, mein Schatz, dein Hansi ist tot!"

Dein Hansi? Der pulvergeschwärzte Mann
Blickt lange in die Kerze hinein.
Wie man doch alles vergessen kann!
Das war ja das muntere Vögelein.

Sein Freund im bunten Federkleid,
Der morgens ihm auf die Hände sprang
Und in der süßen, der seligsten Zeit
Oft nachts noch tief im Traume sang.

Das alles liegt nun so weltenfern. —
Das Schicksal hob die geharnischte Hand;
Auf seine Waffen leuchtet ein Stern —
Der leuchtende Stern heißt Vaterland.

Schon lichtet das Dämmern sich nah und weit.
Da weckt und meldet der Telephonist,
Und gibt bis auf die Sekunde die Zeit,
Wann der Gegenangriff befohlen ist.

Die Arbeit ruft. Das Herz schlägt frei.
Schön guten Morgen, Gevatter Tod! —
Doch einmal huscht noch der Traum vorbei,
Wie ein Vogelseelchen ins Morgenrot.

Franz Langheinrich.



Ein malerisch auf steilem Felsen gelegenes Mateoronkloster an der bulgarisch-griechischen Grenze.

Das malerische Bulgarien.

Von Artur Dix, Sofia. (Mit vier Abbildungen.)

Wenn man längere Zeit in einem fremden Lande lebt, verwischt die Gewohnheit langsam die fremdartigen Eindrücke. Schließlich empfindet man die besonderen Reize der Gegend und der Bevölkerung kaum noch als eben etwas Besonderes. Alltagsgewohnheit läßt die Eindrücke alltäglich erscheinen, die auf den Neuling wuchtig einstürmen.

Was wird in der Erinnerung haften, wenn wir dereinst wieder in der deutschen Heimat zurückdenken an das bulgarische Land, in das uns die Kriegszeit mit ihren mannigfach wechselnden Schicksalen verschlagen hat? Tausende von Deutschen haben ja durch den Krieg den Balkan kennengelernt. Durch Schnee und Schlamm haben unsere Feldgrauen den serbisch-mazedonischen Feldzug mitgemacht. Dann kamen deutsche Ärzte, Schwestern und Krankenpfleger über Rumänien nach Bulgarien. Deutsche Telegraphen- und Eisenbahntruppen leisteten dem Verbündeten ein gewaltiges Maß wertvollster Hilfsarbeit und kamen in jeden Winkel des schönen Landes. Dann wieder hatten deutsche Truppen teil an der Abwehr der Sarrail-Offensive im Süden und an dem Siegeszug durch die Dobrudscha gen Norden. Deutsche Flieger schützten in der Luft die Hauptstadt gegen französische Bomben, sicherten Varna gegen feindliche Angriffe zur See. Deutsche Zeppeline überquerten, aus Ungarn kommend, den ganzen Balkan. Auch eine Anzahl deutscher Reichstagsabgeordneter endlich fand Gelegenheit zu genußreichen Fahrten kreuz und quer durch bulgarische Lande.



Bulgarisches Mädchen im eigenartigen Haarschmuck, der oft aus 30 und mehr Zöpfen besteht, die mit Gold und Silbermünzen geschlossen werden.

Welche Farbenflecke des Landschaftsbildes, welche hervorstechenden Merkmale von Land und Leuten werden in all ihrer Erinnerung anschaulich und scharf ausgeprägt bleiben? Mit anderen Worten: Welche Hauptzüge trägt das malerische Bulgarien?

Über grüne Hochebenen schweift der Blick wieder und wieder auf die aus der Ferne überwiegend kahl wirkenden Höhen des Balkangebirges in ihren auffällig grünbraunen, oft bis ins Lila tönenden Färbungen. Wuchtig legt sich der Witosch hinter das Panorama der Hauptstadt, stets etwas düster wirkend, da er die Sonne im Rücken hat. Fernher lugen die Schneekuppen der höchsten Rhodopegipfel. Die mächtigen Buchen von Rügen finden wir in gesteigerter Größe und Masse wieder in den üppigen Wäldern des Rilagebirges, Norwegens Schluchten in den Fjordverlängerungen glauben wir wiederzuerkennen in den gigantischen Engen des Strumatales. Unvergeßlich ist der Anblick der engen Jantrawindungen und ihrer steilen Böschungen bei Tirnovo, der alten Zarenstadt. Riesige Nußbäume, die ein natürliches Zelt für Dutzende tafelnder Gäste bilden, haften im Gedächtnis, unabsehbare Felder wilder Rosen, der in stolzer Höhe über wilden Schluchten kreisende Aar, große Scharen von Sumpfvögeln und die starkgepanzerte Schildkröte. Serpentinenstraßen in unheimlicher Bergwildnis, Kammwege mit Ausblicken auf unendlich fruchtbare Flußtäler, an Bergstürze geklebte Weingärten in schwindelnder Höhe. Niedrige, windschiefe Lehm-

hütten mit überragendem rotem Dach, die sich dem bergigen Baugrund so seltsam willig anpassen.

Es bleibt der Eindruck des Übergangs und des wirren Durcheinanders von Abendland und Morgenland. Schlanke Minarette neben vieltürmigen Kirchen der Christenheit. Alte Massenherbergen der Wallfahrer und Pilger und reisenden Kaufleute. Offene Läden der kleinen Handwerker, Wurströstereien auf offener Straße, türkische Wasserträger, farbenfrohe Gemüseauslagen mit viel roter Paprika und gelben Zwiebeln inmitten des Grün der Melonen, Feld- und Gartenfrüchte.



Bulgarisches Bauernhaus in der üblichen Bauart.

Malerisch sind vor allem die Trachten der Balkanbewohner. Jeder Volksstamm hat seine Besonderheiten in der Kopfbedeckung, der weiblichen Haartracht, Schnitt und Schmuck des Mieders, reicher Handstickerei, Form und Farbe der Männertracht. Bulgaren und Mazedonier, Türken und Albaner, Serben und Rumänen, Zigeuner nicht zu vergessen — sie alle haben ihre eigene Tracht. Flitterbunt die der Zigeunerin, reich und farbenprächtig die der Mazedonierin, ruhiger die bulgarische Gewandung. Allen Balkaniern gemeinsam aber ist der kurze, nur bis zur Hüfte reichende weite, weiße Schafspelz, der von vielen Trägern kaum im heißen Sommer abgelegt wird. Kontrastreich wie die Gemüseauslagen sind die scharfkantigen Muster der Pirotteppiche in ihren satten, ausgeprägten Farben, die einen wichtigen Handelsartikel bilden und auf jedem noch so primitiven Markt aushängen.

Zum malerischen Bulgarien gehören untrennbar die alten Klöster und Klosterkirchen, reizvoll in Grün versteckt, an die Berge geklebt, meist durch ihre landschaftliche Lage ausgezeichnet und die Herbergen ersetzend. So verborgen sie oft liegen, so herrliche Aussichten bieten sie doch



Blick auf den einsam im Gebirge gelegenen Rilasee.

irgendwo. Festungsgleich erscheinen sie bisweilen von außen, lustige Säulengänge im Innern zeigen ein ungleich freundlicheres Bild. Kostbares Schnitzwerk bergen sie, goldstrotzende Altäre oder auch hinter ungeheuren Mauern düstere, dumpfe, vielteilige Kirchlein mit altem Gestühl, verwitterten Gemälden, feuchter Luft und flackernden Kerzen.

Draußen auf den Feldern ist es der vorsintflutlich gebaute Büffel, der die Eigenart des Landes markiert. Schwarzfellig, dünn behaart, mit fast wagerechter Stirn, starkem, flachem Gehörn, in der Rückansicht schier wie ein junger Elefant.

Uralte Mühlen ziehen sich entlang am sprudelnden Bach, schlichte, quadratische Fachwerkkästen, gelber Lehm und rotes Dach; ein hohler Baumstamm führt ihnen das abgeleitete Wasser zu. Katzenkleine Pferde tragen auf ihrem Rücken und zu beiden Seiten des hölzernen Sattelbaues die Last. Übermannshohe Disteln entwickeln auf sonniger Au am Berghang prächtige Blattformen und kindskopfgroße lila Blüten. Halbwilde Wolfshunde suchen nach Beute. Weit schweift das Auge des Wanderers über lachende Fluren nach hohen Bergen, von denen er allüberall auf dem Balkan umgeben ist, die stets den Rahmen des Gesamtbildes liefern. Und ist er droben auf ragender Höhe, so schweift das Auge immer wieder über neue Bergketten. Oder es gleitet über mählich sich senkendes Tiefland hinüber zum breiten Band der Donau, über schroffe Ufer zur weiten Fläche des Schwarzen Meeres.

Auf dem Balkan kreuzen und verknoten sich zwei Welten. Abendland und Morgenland verschlingen die Hände zum Bund. Das malerische Bulgarien ist voll der Wechseleindrücke dieses Bundes.

Kriegszahlen.

Als der Krieg begann, betrug die Größe der englischen Flotte 2205000 t an fertigen Schiffen. Versenkt und vernichtet durch deutsche Seestreitkräfte im Laufe des Krieges wurden bisher: 11 Linienschiffe mit 181900 t, 17 Panzerkreuzer mit 253600 t, 16 sonstige Kreuzer mit 66050 t, 50 Torpedofahrzeuge mit 41500 t, 26 Unterseeboote mit 20000 t, zusammen 563050 Kriegsschifftonnen, wobei die Hilfskreuzer in der Zahl von 21 und sonstige der Handelsmarine entnommene Schiffe, Fischdampfer und ähnliche Fahrzeuge nicht mitgerechnet worden sind. Demnach sind bisher allein an reinen Kriegsschiffen 25,5 Prozent der englischen Flotte, gerechnet an der Stärke bei Kriegsbeginn, vernichtet worden. Um die verlorenen 563050 t recht zu würdigen, muß man bedenken, daß z. B. die Gesamttonnage sämtlicher französischen Linienschiffe und Panzerkreuzer sich bei Kriegsausbruch auf knapp 500000 t belief.

Das Londoner „Journal of the Union of democratic Controll“ bringt eine Übersicht über die Stärke der im gegenwärtigen Kriege aufgestellten Heere. Danach hatte im Juni 1915 Rußland 9400000 Mann, Frankreich 4350000 Mann, England 2900000 Mann, Italien 1900000 Mann, der Vierverband zusammen also 18520000, wobei Belgien, Serbien, Montenegro und Japan nicht mitgerechnet sind.

Nach der Neuyorker Wochenschrift „Independent“ betragen die Verluste bis Mitte 1915 für

Rußland	2940000	Mann	= 31,3 %	der Heeresstärke	oder	2,7	der Bevölkerung
Frankreich	1560000	„	= 36,3 %	„	„	3,9	„ „
England	347000	„	= 12,0 %	„	„	0,8	„ „
Italien	220000	„	= 11,6 %	„	„	0,6	„ „

Ein sehr großer Teil von Englands Verlusten betrifft dabei die in der Bevölkerungsziffer nicht enthaltenen Farbigen. Die Verluste der weißen Engländer sind gering. Frankreichs Verluste sind verhältnismäßig fünfmal so hoch wie die Englands.

Vom Juni d. J. ab bewegen sich die Verluste der feindlichen Handelsfahrzeuge durch Unterseeboote und Torpedoboote der Mittemächte nach den Angaben des Chefs des Marineadmiralstabes in ständig auffsteigender Linie; sie stellten sich für Juni auf 101000 Brutto-Registertonnen; für Juli auf 103000; für August auf 170779, für September auf 254000, um im Oktober einen bisher unerreichten Höhepunkt von 306500 t zu erlangen. Im ganzen sind allein durch kriegerische Ereignisse bis Ende September d. J. 2180000 t brutto englischer Handelsschiffe von über tausend Tonnen verloren gegangen. Das bedeutet volle 10,4 v. H. der englischen Gesamttonnage zu Anfang des Krieges. Auf die Schiffe unter tausend Tonnen berechnet würde der Prozentsatz noch größer werden.

Der „Maasbote“ veröffentlicht einen Bericht seines Pariser Korrespondenten, der sich mit der Frage des Effektivbestandes des französischen Heeres beschäftigt und von den unerhörten Verlusten Frankreichs spricht. Eine in dem Artikel veröffentlichte Statistik über das von Deutschland besetzte Gebiet hebt hervor, daß von den 36247 Gemeinden Frankreichs 2345 sich in den Händen der Deutschen befinden. Der Wert des besetzten Geländes beträgt im Norddepartement 4423 Millionen Franken, im Pas des Calais 2292 Millionen Franken. Diese Bezirke produzierten 23 Millionen Zentner Getreide, also etwa den vierten Teil der gesamten französischen Ernte, die 90 Millionen Franken an Wert beträgt. Außerdem lieferte das besetzte Gebiet ausschließlich die Zuckerrüben. Von 130000 Fabriken seien 25763 im besetzten Gebiet, und ihr Wert wird auf 38 Prozent des Gesamtwertes der französischen Fabriken berechnet. Das besetzte Gebiet zahlte 811 Mill. Frank Steuern. Es gehörte zu den 30 Departements, in denen die Geburtsziffer die Sterbeziffer überwog.

Auf Grund der amtlichen französischen Statistik ist festzustellen, daß die Gesamtzahl der Geburten vom 1. Januar bis 30. Juni 1915 in den 77 nicht besetzten Departements Frankreichs 252000 betrug gegenüber 307000 in demselben Gebiet und während desselben Zeitabschnitts im Vorjahr. Die Differenz zwischen den Geburten und Sterbefällen in den Kriegsmonaten beträgt rund je 37000. Wendet man dieselben Verhältniszahlen auf die zehn besetzten Departements an, so ist ein Gesamtverlust von 37000 + 6000 = 43000 Menschenleben für jeden Kriegsmonat festzustellen. Die Gesamtbevölkerung Frankreichs wird demnach, wenn man die militärischen Verluste mit einrechnet, nach Beendigung des Krieges bei Annahme von dreißig Monaten Dauer sich um etwa 2500000 Einwohner vermindert finden, also nur 37 Millionen zählen, was wenig mehr als nach dem Unglück von 1870 nach der Loslösung Elsaß-Lothringens wäre.

Der „Observer“ vom 12. November teilt mit, daß laut einem Bericht des Londoner „Borugh Council“ nach den letztvorhergegangenen Zeppelin-Angriffen in London 280 Zentner Glasscherben auf den Straßen zusammengefegt worden sind.



Wildschweine. Nach einem Gemälde von Eduard Heller.

Der fliegende Frosch.

Ein Kapitel vom lenkbaren Luftschiff in der Natur. Von Wilhelm Bölsche.

Es ist jetzt rund sechzig Jahre her, da befand sich der Sammler Wallace auf den damals zoologisch noch wenig erforschten Sunda-Inseln. Er sammelte Insekten und Vogelbälge zu Tausenden und aber Tausenden, schoß den Orang-Utan und im australischen Grenzgebiet den Paradiesvogel, und zwischendurch sammelte er auch einzelne ausgezeichnete Gedanken über Wesen und Werden seines Tiervolks. Um ihn aber rauschten und glühten die Wunder dieser wahren Paradieseswälder, jeden Tag ein anderes. Pflanzen kredenzten Wasser in grünen Seideln, die sie von ihren Blattstengeln herabhängen ließen (in Wahrheit fingen und verdauten sie Fliegen damit), ein grotesker Vogel, der Hornvogel, mauerte sein brütendes Weibchen mit Lehm ein bis auf ein winziges Fensterchen zum Füttern, und ein Schmetterling in Blattgestalt verschwand jedesmal wie unter einer Tarnkappe, wenn er sich zwischen dürres Laub setzte. Die Krone aber war der fliegende Frosch. Man brachte ihn, nachdem er auf Borneo eben von einem hohen Urwaldbaum in schrägem Gleitfluge ganz gemächlich zum Boden heruntergeflattert war. Eigentlich gehörte er gar nicht auf die Bäume hinauf, denn er war seinem Bau nach ein echter Wasserfrosch und kein kletternder Laubfrosch. Aber eben so hatte er sich dort oben gewohnheitsmäßig sein primitives Flugwerkzeug geschaffen, indem er die starken Schwimmhäute, die ihm noch vom Wasser her zwischen den Zehen saßen, als verhältnismäßig riesige Fallschirme entfaltete und sich von ihnen tragen ließ. Die Geschichte, reichlich phantastisch wie sie aussah, hat sich doch bestätigt, und sie erscheint, weniger kühn, wenn man in den gleichen Sundawäldern eine Eidechse, den Faltengecko, auf verbreiterten einfachen Hautlappen ähnliche Gleitflüge sogar von Baum zu Baum ausführen sieht.

Was aber grade das Beispiel des Frosches so interessant macht, ist zu der Flugtechnik überhaupt ein Doppeltes an ihm. Er fliegt mit dem ursprünglichen Wasserapparat. Und er fliegt, indem er in die Fallschirme seine Hände und Füße gesteckt hat. Auf eine ganze Bahn Ur- und Vortechnik der Natur sieht man hier wieder, zu einer heute so unendlich wichtigen Menschentechnik. Urtechnik des Fliegens auf ihrer bedeutsamsten Linie fliegt uns dieses grün-schwarz-gelb gestreifte Fröschlein im Tropendämmer seiner Urwaldriesen noch vor — den ersten Anstieg dieser Technik im entscheidenden Entwicklungsstamm der vormenschlichen Natur, aber auch schon ihr Hemmnis und ihren innerlichen Fall dort — vor der neuen Menschentat.

Was der fliegende Frosch uns zunächst noch sinnfällig treu spiegelt, obwohl er sich bereits auf hohen Landbäumen herumtreibt, ist die große Grundtatsache, daß das Fliegen in der Natur zuerst vom Wasser aus erfunden worden ist. („Erfunden" natürlich wieder im Sinne von Naturzüchtung gebraucht.) Im Wasser war zunächst das wunderbar schwerelos schwebende und zugleich allseitig steuerbare Unterseeboot erfunden worden. Nach allerhand Versuchen war es schließlich am vollkommensten im Fisch gelungen, dem urgeborenen Wasservertreter des auch sonst reifsten und zukunftsschwangeren Zweiges am großen Tierstammbaum. Durch seine Schwimmblase stand sein Leibesboot im blauen oder je nach der Tiefe immer schwärzeren Wasserhimmel, wo immer es wollte, die Flossen aber ruderten und dirigierten es mit einer Grazie der Technik

ohnegleichen wie spielend dahin. Eben an diesem Fisch aber können wir nun auch heute noch studieren, wie zum erstenmal unmittelbar aus dem Wasser heraus versuchsweise geflogen worden ist.

Der fliegende Fisch macht es uns noch vor. Einfach mit dem prachtvollen Unterseeboot seiner Stufe schnellt er sich aus dem blauen Wasserhimmel unter den wirklichen blauen Lufthimmel herauf. Ist er der beste seiner Art, den der Zoologe den „Schwalbenfisch" nennt, so gibt er sich mit dem hinteren Flossenruder einen schrägen Schwänzelstoß, blau und silbern glänzt das kleine Unterseeboot in der fremden Sonne auf, und nun geschieht das Wunder: bis zu 200 m weit fährt es auch oberhalb des Wassers in freier Luft dahin.

Den Anlaß versteht man leicht. Wo Unterseeboote sind, da ist auch in der Natur schon Unterseebootskrieg. Ein größeres greift das kleinere an und sucht es zu rammen — ein bissiger großer Fisch verfolgt den kleinen, und der entflieht, indem er halsbrecherisch ein Stückel weit mit dem Wasserboot Luft fährt. Schon aus fernen Urweltstagen haben wir durch Abdrücke von Flugfischen im Gestein Kunde, daß es so gemacht worden ist, und heute scheint die uralte Gewohnheit sogar oft über den Zweck hinaus Spiel geworden zu sein, so lustig wird es immerzu geübt. Mit der Dauer mußte aber auch kommen, daß der Bootskörper selber etwas dazu umgemodelt wurde. Und da jetzt hat sich sogleich auch etwas eingemischt, das für die ganze Folge auf dieser Linie bedeutsam in einem zweiten Sinne werden sollte — bedeutsam und in gewisser Weise auch verhängnisvoll.

Der Frosch auf Borneo bläst sich nicht auf wie ein Ballon, sondern er fliegt auf tragenden Schwebehäuten mit Armen und Beinen. Auch das aber fing bereits beim fliegenden Fisch an. Als zum erstenmal (es ist, wie gesagt, jedenfalls schon in Urtagen gewesen) solche Flugfische ihre Unterseeboote probeweise in die Luft hinaufschnellten, stellte sich augenblicklich eines als entscheidend heraus. Das leibliche Unterseeboot solchen Fisches war im Wasser, wie erwähnt, in seiner Art auch ein Ballon zugleich gewesen, den seine Schwimmblase, mit Luft, die leichter war als Wasser, gefüllt, dort schwerelos hielt. Von den Flossen bewegt und gesteuert, hatte dieser Unterseeballon gleichzeitig, so kühn das klingen mag, schon alle Kunst auch des lenkbaren Zeppelin dort vorweggenommen. Nun aber in die Luft selber hinaufgeworfen, erwies der Fischkörper, daß er hier tatsächlich nicht ballonhaft schweben konnte. Dazu hätte die Schwimmblase jetzt mit etwas gefüllt werden müssen, das leichter noch war als Luft selbst.

Dazu aber war dem Fisch offenbar kein Anhalt gegeben. Und um es gleich vorweg zu sagen: keinem Tier unterhalb der Menschwerdung ist es gegeben gewesen, dahin zu kommen. Uns erscheint das seltsam, denn so spät wir überhaupt zum Fliegen gelangt sind, so fast unmittelbar setzte bei uns dabei die Erfindung des echten, mit einem leichteren Gas gefüllten Luftballons ein. Das Tier aber hat solchen Gasballon nicht machen können, nirgendwo; man hat wohl vom Vogel nachher spintisiert, ob er nicht wenigstens die Montgolfiere erfunden habe, den Luftballon durch erwärmte Luft, weil sich ja bei seinem heißen Blute die Luft in seinen hohlen Knochen und Lungensäcken auch erwärmen müsse; doch selbst diese Hilfe ist nicht der Rede wert.

Wenn aber hier ein prinzipielles Naturhemmnis bestand, so mußte es eben anders gehen. Nun hatte unser Fisch aber wohlverstanden von seinem Wasser aus nicht bloß den Ballon (wenn schon leider nicht den echten Luftballon), sondern auch den Zeppelin zur Verfügung — nämlich Ruder- und Steuerplatten an diesem seinem Unterseeballon in Gestalt seiner Flossen. Und was lag da näher, als daß er diese Flossen beim Fluge benutzte, wenn der Ballon versagte! Schon vor dem Ballon aber war von Wassertieren vielfach auch das Schwebeprinzip des Fallschirms benutzt worden. Was konnte also nochmals näherliegen, als auch auf den breiten Flossenplatten zunächst einmal so zu schweben. Im Wasser hatte die Schwanzflosse hauptsächlich bewegt, das Doppelpaar der Brust- und Bauchflossen dagegen mehr gesteuert und Gleichgewicht gehalten. Diese Gleichgewichtsflossen mußten jetzt die besten Luftschweber geben, und, da der Schwerpunkt beim Kopfe lag, vornehmlich die Brustflossen. Und so sehen wir noch heute den Schwalbenfisch sich bei seinem Zweihundertmeterfluge tatsächlich in der Hauptsache auf den vergrößerten Brustflossen halten, wie auf zwei mächtigen Papierdrachen. Das alles erscheint so glücklich zunächst, wie fast selbstverständlich.

Machen lassen hätte sich die Sache ja schließlich in einem Punkte auch noch etwas anders. Es gibt verschiedene Fische, die außer den Flossen an ihrem Körper noch sonst allerhand lappiges Hautanhängsel führen, wie denn z. B. der berühmte Fetzenfisch, eine Art australischen Seepferdchens, infolge solcher weit um ihn herumflottierender Lappen bis zur Täuschung einem Büschel Seetang gleicht. Auf solchen „Fetzen" hätte sich nun vielleicht auch zur Not schweben lassen, und wenn sie vom Rücken ausgingen, hätten sie den Meister Fisch wie Engels- oder Amorettenflügelchen tragen müssen. Die Natur hat damals sogar diesen Amorettenflug in einem Parallelversuch zum fliegenden Fisch für eine allerdings viel niedrigere Tiergruppe recht artig durchgeführt — nämlich beim Insekt.

Die Insekten gingen ebenfalls vom Wasser (vielleicht von urtümlichen Trilobitenkrebsen dort, meint man heute wieder) aus und versuchten sich dann etwa in Libellengestalt genau so auf Tragflächen schwebend in der Luft zu halten, wie heute noch der Schwalbenfisch — dabei aber benutzten sie statt der Flossen wirklich gesteifte Lappen ihrer Rückenhaut. In der Folge haben auch diese Insekten mit diesen richtigen Amorettenflügelchen dann recht gut fliegen gelernt, freilich im übrigen sich in einen Seitenweg der Entwicklung mit dem Ganzen ihrer Organisation verloren, der keinen Anschluß an den hohen Weg des Wirbeltiers, wie er mit dem Fisch gegeben sein sollte, fand.

Beim Fisch selber und allem Bedeutsamen, das aus ihm kam, ist aber offenbar nie eine ernste Neigung zu diesem Flugprinzip der „Liebesgötter" gewesen. Unter den vielerlei merkwürdigen Flugfischen, die man neuerlich kennt (es gibt sogar solche im Süßwasser jetzt), scheint auch ein unmittelbarer Verwandter jenes Fetzenfisches zu sein, das sogenannte Schwimmrößchen, aber auch dieser kleine Pegasus schwebt auf den Brustflossen. Ein bißchen gespielt haben mit der Sache sozusagen nur ein paar Eidechsen: jener besagte Faltengecko zappelt sich auf Hautkämmen durch die Luft, und ein kleiner Australier, der hochtönend heute in der Zoologie der „Flugdrache" heißt, bläst sich dazu sogar eine kleine Krinoline aus Haut, die von Rippen wie mit Fischbeinstäben gespreizt wird, um den Leib. Aber eigentlich wieder geboren worden ist der Amorettenflug doch erst in der Menschenphantasie, und auch da mehr im märchenfrohen als im technischen Teil — und so blieb es bei dem Flossenflügel zunächst. Grade der aber mußte jetzt in ein ganz bestimmtes Schicksal leiten — unaufhaltsam. (Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Carl W. Neumann in Leipzig; für die Weltrundschau: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: E. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Die zahlreichen Anfragen und Bestellungen, die bei ausnahmsweiser Veröffentlichung von Blusen oder Kleidungsstücken stets aus unserem Leserinnenkreise eingingen, lassen uns auf ein ständig wachsendes Interesse an der Selbstherstellung der Garderobe bei unserer Frauenwelt schließen. Wir haben uns daher entschlossen, zeitweilig eine Modenschau in Bildern zu veröffentlichen, die den Leserinnen der Frauenbeilage auf diesem Gebiet wertvolle Anregung bieten und ein praktischer Ratgeber sein soll. In unserer Modenschau wollen wir jeweils moderne Kleider wiedergeben, die sich aber von aller Übertriebenheit frei halten, und so wirklich einerseits einen guten Überblick über die Bestrebungen auf dem Gebiete der Mode geben, andererseits aber auch als brauchbare Vorlagen zum Nacharbeiten dienen können. Unsere heutige Auswahl umfaßt eine ganze Anzahl von Modellen, die sowohl dem einfachen als dem verwöhnten Geschmack Rechnung tragen. Von flotter Wirkung ist der Samtmantel Abb. 29, dessen Schmuck in Pelzbesatz sowie reicher Soutachenäherei besteht. Der Mantel kann auch in Tuch gearbeitet werden. Die Soutachenäherei kann auf Seide ausgeführt werden, wodurch sich eine Verwendung der Vorlage zum Umarbeiten eines unmodernen, stoffarmen Mantels ergibt. Ein vornehmes Wiener Kostüm zeigt Abb. 30. Schmaler Pelzbesatz und große Knöpfe ergeben den sparsam verwendeten Ausputz. Originell wirken die sehr modernen Beuteltaschen, die dem glockig fallenden Schoßteil eingeschnitten sind. Die

Abb. 29. Mantel mit reicher Soutachenäherei und Pelzbesatz. Modell Zwieback & Bruder, Wien.

Abb. 30. Vornehmes Tuchkostüm mit Pelzbesatz und Beuteltaschen. Modell Zwieback & Bruder, Wien.

Abb. 31. Schlichtes Cheviotkostüm mit Soutachenäherei. Modell Modenhaus Renner, Dresden.

Abb. 32. Mäntelchen für Kinder von 2–6 Jahren. Modell Renner, Dresden.



Abb. 33. Bluse aus Seide mit großem Kragen. Modell A. Polich, Leipzig.

Abb. 34. Künstlerbluse für junge Mädchen. Modell A. Polich, Leipzig.

Abb. 35. Elegante Bluse aus Chiffon und Seide. Modell Zwiebach & Bruder, Wien.

Ärmel zieren rundgeschnittene abstehende Stulpen. Ein wenig Soutachenäherei ziert auch das schlichte Cheviotkostüm Abb. 31 mit aufgeknöpftem Gürtel, das hübsch und praktisch zugleich ist. Die Jacke mit den schmalen Aufschlägen ist offen und geschlossen zu tragen. Unser niedliches Kindermäntelchen Abb. 32 war aus resedafarbener Affenhaut angefertigt und mit weißem Plüschkragen geschmückt, kann aber in jedem anderen geeigneten Stoff gearbeitet werden. Eine leichte Stickerei zierte den breiten Schulterkragen, der der Bluse Abb. 33 das charakteristische Gepräge gibt. Zierliche Fältchen lassen ihn nach unten reich ausfallen, die Ärmel weisen hohe Stulpen auf, die durch Hohlsäume geschmückt sind. Die Bluse schließt vorne. Die beiden Vorderteile erhalten zunächst der Schlußlinie ebenfalls Hohlsaumschmuck. Der dazu gehörige Rock bestand aus zwei glockig ausfallenden Teilen, die vorne in der Mitte durch eine Kellernaht verbunden waren. An beiden Seiten eingeschnittene Taschen. Für junge Mädchen ist die Künstlerbluse Abb. 34, deren schlichte Form durch sparsame leichte Wollstickerei bunt belebt wird, sehr kleidsam. Das Original bestand aus blauer Wolle, die Stickerei war kirschrot, goldfarben und grün. Doch ist jede andere Farbenzusammenstellung und auch Waschstoff mit Perlgarn zur Ausführung geeignet. Rand und Nähte werden umhäkelt. Da die Bluse ein kurzes Schößchen hat, wird sie über dem Rock getragen. Von reicher Wirkung ist die Bluse Abb. 35. Sie war aus Seide- und Chiffon hergestellt und mit Falbeln garniert. Ein hoher spitzer Gürtel, weicher Kragen und zierliche Schleife am Halsabschluß vervollständigten das schöne Modell. Und zwar wird die breite Passe sowie der Gürtel und Schalkragen wie die vordere Verschlußleiste aus Seide geschnitten, während Ärmel sowie die kurzen Vorder- und Rückenteile der Blusen aus Chiffon bestehen. Durch diese Zusammenstellung erscheint die Vorlage besonders zur Umarbeitung unmodern gewordener Blusen oder zur Verarbeitung von Stoffresten geeignet. Ein kleines Häkelspitzchen und ein wenig Band ist der einzige Ausputz des reizenden Tüllkleidchens Abbildung 36, das aus jedem leichten Stoff gearbeitet werden kann. Taille und Röckchen sind durch einen Häkelstreifen verbunden, der mit Band durchzogen ist. Dieser Streifen wird in

Abb. 36. Weißes Tüllkleid für Mädchen von 2–6 Jahren. Für das Modenhaus Renner, Dresden, entworfen von Dorothea Ramin.

Abb. 37. Vornehmes Kleid aus blauem Cheviot mit leichter Stickerei. Modell A. Polich, Leipzig.

Abb. 38. Kleid für Mädchen von 6–10 Jahren. Für das Modenhaus Renner, Dresden, entworfen von Hedwig Buschmann, Berlin.

beliebiger Breite quer gehäkelt. Man kann kunstvolle Muster verwenden oder auch nur Stäbchen und Luftmaschen häkeln. Man beginnt z. B. mit einer Reihe von 15 Stäbchen, häkelt in der zweiten Reihe 2 Stäbchen 11 Luftmaschen, 2 Stäbchen, in der dritten Reihe abwechselnd 3 Luftmaschen und 3 Stäbchen, dasselbe versetzt in den folgenden vier Reihen. Dann kommt eine Reihe mit 2 Stäbchen 11 Luftmaschen 2 Stäbchen, darauf eine Reihe Stäbchen, wieder eine Reihe 2 Luftmaschen 11 Stäbchen, 2 Luftmaschen, dann von vorne wie bei der dritten Reihe. Auch das Kleidchen Abb. 38 ist schlicht und hübsch. Ein paar Knöpfchen bei der Schultergarnitur und eine flotte Bandschleife dunkelrot-lilafarben bildeten den einzigen Schmuck. Es war aus blauem Wollstoff angefertigt, eignet sich aber ebensogut für Samt oder andere Stoffe. Die Taille ist im Kimonoschnitt gehalten und hat eingesetzte Schulterteile. Dunkelblau war auch das Original des sehr geschmackvollen Straßenkleides Abb. 37. Der neuartige Rock besteht aus drei Volants und einer leicht gereihten Vorderbahn, die aufgeknöpft erscheint. Eine leichte, flotte Stickerei aus Kunstseide über einem Westenteil, sowie ein moderner Kragen schmückt die Taille. Der schmale Gürtel schließt über einer hochstehenden Rüsche die Taille ab. Der Schluß ist links seitlich. Die glatten Ärmel werden am Vorderarm hoch geknöpft. Der Rock wird über einen glatten Futterrock gearbeitet, der, wenn man sparen will, nur bis zum Ansatz des dritten Volants zu reichen braucht. Entzückend ist das Mantelkleidchen Abb. 39, aus weißem oder hellem Tuch mit grün-schwarzer sparsamer



Abb. 39. Mantelkleid für Mädchen von 4—8 Jahren. Modell der Wiener Werkstätten; A. Renner, Dresden.

Stickerei und ganz schlichtem Schnitt, dessen Rand und Nähte durch Zierstich betont sind. Zwei elegante Kleider zeigen die Abb. 40 und 41. Das Besuchskleid aus Eolienne hat eine Überbluse mit Schößchen, die unter dem Arm durch Schnüren geschlossen erscheint und durch einen Vorstoß aus grauem Chiffon an Ärmeln, Schößchen und Ausschnitt geschmückt ist. Das vornehme Kleid eignet sich auch für ältere Damen. Die der Untertaille eingesetzten Ärmel fallen, in Falten gelegt, bis tief auf die Hand herab. Der Rock ist glockig geschnitten und leicht eingekraust. Das Nachmittagskleid Abb. 41 bestand aus einem Rock mit langem Schoß aus grüner Ripsseide und wurde durch eine Voilebluse mit sandfarbenem Chiffonkragen und einem hohen Schnallengürtel ergänzt. Ärmel und Taille wiesen eine breite Querfalte auf. Plisseebesatz und eine rote Seidenrose vervollständigen das elegante Kleid. Die Chiffonärmel sind dreiviertellang geschnitten und mit hohen Seidenstulpen abgeschlossen. Die Taille schließt vorne, der Rock seitlich. Der Gürtel wird übergehakt und schließt hinten in der Mitte unter einer Rüsche. Allerliebst sind die schlichten Kinderkleidchen. Der Knabenanzug Abb. 42 aus lila Wollstoff erhält durch die weiße Bluse fast etwas ‚Kavaliermäßiges‘, während das karierte Taftkleidchen zeigt, wie hübsch sich teurer und lästiger Aufputz durch ein Häkelkäntchen ersetzen läßt. Das Mädchenkleid Abbildung 44 aus lila Wollstoff weist die sehr beliebte Schmuckfaltennäherei auf, während das Kleidchen Abb. 45, das für Voile und Waschstoffe in Frage kommt, mit gestickten Blumen geziert ist. Den Schluß bilden zwei Kleider für Erwachsene. Das schlichte Künstlerkleid bestand aus braunem Taft. An die mit silbergrauer und roter Seidenstickerei ge-



Abb. 40. Besuchskleid aus Eolienne mit Chiffon. Modell Modenhaus Renner, Dresden.

Abb. 41. Nachmittagskleid aus Ripsseide mit Voilebluse. Modell August Polich, Leipzig.

Abb. 42. Anzug für Knaben im Alter von 3—6 Jahren. Modell Frau Charlotte Buse, Berlin.

Abb. 43. Kariertes Taftkleid für Mädchen von 4—8 Jahren. Für das Modenhaus Renner entworfen von G. Weißpflog-Friedrichson.

Abb. 44. Kleid mit reicher Schmuckfaltennäherei für Mädchen von 6—12 Jahren. Modell A. Renner, Dresden.

Abb. 45. Gesticktes Kleid für Mädchen von 3—7 Jahren. Für das Modenhaus Renner entworfen von Tosca Kaiser, Dresden.



Abb. 46. Künstlerkleid aus braunem Taft mit Stickerei. Modell A. Renner, Dresden.

schmückte kurze Taille ist ein mehrmals eingereihter, mäßig weiter Rock angefügt. Am besten reiht man den Rock über Schnur. Er wird ganz gerade geschnitten, dreimal die Stofflänge, was je nach Stoffbreite eine Weite von etwa 2,50—3,30 m ergibt. Die eingesetzten Ärmel sind in den Nähten leicht eingereiht und schließen eng am Handgelenk mit Knöpfen. Schluß des Kleides im Rücken. Als Vorlage für einen karierten Wollstoff eignet sich Abb. 47 gut. Der faltige Rock mit der seitlichen Hüftgarnitur paßt für große schlanke Erscheinungen. Die Taille ist in Jäckchenform gehalten und wird durch einen kleinen Kragen abgeschlossen. Breite schwarze Tresse bildet hier den Ausputz. Die Schulterlinie ist kimonoartig verlängert, die glatt angesetzten Ärmel werden von hohen Stulpen zusammengehalten. Die Taille schließt vorn unter Knöpfen. Der Kragen sowie der faltige Gürtel sind aus Seide gearbeitet, womit man auch das Armloch und die Ärmelstulpen sowie den spitzen Ausschnitt paspeliert. Zu sämtlichen Modellen versendet die Geschäftsstelle des Universums gebrauchsfertige Schnittmuster in verschiedenen Größen. Bezugsbestimmungen s. S. 5 der Inserate.



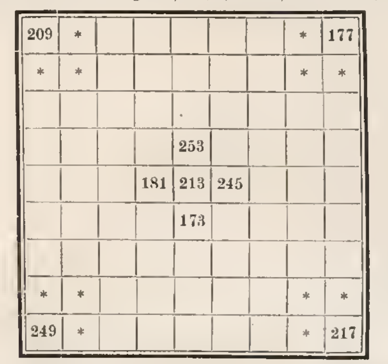
Abb. 47. Kariertes Wollkleid mit Tressenschmuck. Modell Aug. Polich, Leipzig.

Verantwortlich für den Inhalt der Beilage „Für unsere Frauen": Cornelia Kopp, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Rätsel und Spiele

Magisches Quadrat.

Die Zahlen 173–253 sollen in den 81 Feldern des untenstehenden Vierecks so angeordnet werden, daß die Konstante die Jahreszahl ist, d. h. daß die Summe jeder wagerechten, senkrechten und jeder



209	*						*	177
*	*						*	*
				253				
			181	213	245			
				173				
*	*						*	*
249	*						*	217

Diagonalreihe 1917 ist. Die Summe der Zahlen auf je drei Sternfeldern soll in der linken oberen Ecke 638, in der rechten oberen 630, in der linken unteren 648, in der rechten unteren 640 betragen. Die Summen der drei oberen und der drei unteren Zahlen der senkrechten Mittelreihe und der drei Zahlen links und der drei Zahlen rechts der wagerechten Mittelreihe sind einander gleich. Die angegebenen Zahlen behalten ihre Plätze. E.

Steigerungsrätsel.

Es zu sein, wünscht jeder echte Mann;
Mancher setzte dran schon Blut und Leben.
Doch gesteigert es zu haben, ist
Aller Mädchen stiller Wunsch und Streben.

Stufenrätsel.



Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß in den wagerechten Reihen geographische Eigennamen entstehen. Dabei soll jedes folgende Wort außer einem neuen Buchstaben alle Buchstaben des vorangehenden Wortes enthalten. Umstellen der Buchstaben ist erlaubt. Die Wörter bezeichnen: Vorgebirge der Iberischen Halbinsel, Nebenfluß des Amazonas, Stadt in Böhmen, Stadt in Italien.

Mühlespielaufgabe.

Weiß zieht an und erhält im 7. Zuge eine Mühle. Es gibt 12 verschiedene Lösungen; diese sollen in eine allgemeine Lösung zusammengefaßt werden. E. R.

(Auflösung folgt in Heft 16.)

Anagramm.

Ein Maler saß am Uferrand
Und malt das Wort auf Leinewand,
Das Wort, das außer andrer Last
Auch oftmals Heu und Torf umfaßt.
Womit er malt, sagt dir sofort,
Das kling versetzte Rätselwort. A. A.-W.

Logogriph.

Mit h da siehst du mich im Garten,
Grün ist mein Blatt und grün die Frucht.
Mit n läßt man mich Kinder warten,
Die ich dann halt' in guter Zucht.

Auflösungen der Rätsel in Heft 13.

Bilderrätsel: Wenn man im Kreise immer zwei Felder überspringt und die Zeilen unten von rechts nach links liest, so erhält man:

Ein neues Jahr, ein neues Glück,
Die Zeit ist immer gut!
Viel Glück im neuen Jahre.

Sprichworträtsel: **Barmen**, **Oderberg**, **Herrenalb**, **Lichtenau**, **Andernach**, **Todtnau**, **Potomac**, **Vechta**, **Halle**, **Gleiwitz**, **Reichenbach**. — Arm oder reich, der Tod macht alle gleich.

Logogriph: Giebel, Liebe.

Aufgabe zum Einsiedlerspiel:

1. 8 über 14 nach 21
2. 12 „ 13 „ 14
3. 21 „ 14 „ 8
4. 4 „ 5 „ 6
5. 25 „ 26 „ 27
6. 18 „ 11 „ 5
7. 3 „ 7 „ 13
8. 1 „ 5 „ 11
9. 10 „ 11, 13 nach 14
10. 29 „ 22, 14 „ 13
11. 23 „ 24 nach 25
12. 36 „ 32 „ 26
13. 2 „ 6, 13 nach 14
14. 30 „ 31, 33, 28, 20, 26 nach 32
15. 16 „ 17, 25, 32, 27 nach 20
16. 8 „ 14, 20 nach 19

Füllrätsel: Kommode, Kommodore.

Kapselrätsel: Schwindelei, Winde, Schlei.

Umstellrätsel: Finger, Ringe.

Haus- und Zimmergarten.

Die winterblühenden Begonien haben ursprünglich in der bekannten Sorte „Ruhm von Lothringen“ eine allgemeine Einführung bei allen Blumenfreundinnen gefunden; dann kamen bedeutende Verbesserungen dieser Sorte, die größere und helle oder dunkelrote Blumen, eine noch gesteigerte Blütenfülle und einen besseren Habitus aufwiesen, so daß man heute kaum eine weitere Verbesserung erwarten kann. Diese Höchstleistung in der fortschreitenden Entwicklung einer Topfpflanze hat aber vielfach eine größere Empfindlichkeit zur Folge und bedeutet dann eine Verminderung des Gebrauchswertes. Das kann von der winterblühenden Begonie nicht gesagt werden. Bei richtiger Behandlung läßt sie sich auch im Zimmer lange Zeit in voller Blüte erhalten. Man darf dann nur nicht die Wärme des Zimmers über 15° C steigern und muß für ausreichende Luftfeuchtigkeit sowie hellen Standort sorgen. Allerdings darf es an dem nötigen Begießen nicht fehlen. Dazu eignet sich nur lauwarmes Wasser. Das Abwerfen der Blütenknospen ist meistens auf zu kaltes Gießen und zugigen Standort zurückzuführen.



Die winterblühenden Begonien.

Schwachwachsende Aeste an Formbäumen können mit den starkwachsenden ins Gleichgewicht gebracht werden, wenn das Fruchtholz entfernt, hingegen bei den stärkeren möglichst viel Fruchtholz gelassen wird. Durch diesen Ausgleich wird das Holzwachstum der schwachen Aeste gesichert.

Hartgewordenes Baumwachs, welches beim Umpfropfen der Bäume noch verwendet werden kann, wird auf mäßigem Feuer flüssig gemacht, etwas Spiritus dazu gegossen und gut damit verrührt. Soll es kaltflüssig bleiben, so muß es in einer gut schließenden Blechbüchse aufbewahrt werden.

Neue Kalender.

Das Bodenseebuch 1917 (Verlag Reuß & Itta, Konstanz, 2 Mark), dessen vierter Jahrgang uns vorliegt, will seinen Lesern echte Volkskunst vermitteln und ein Volksbuch im besten Sinne sein. Drum haben die Herausgeber Walter Jerven und E. Gradmann in diesem Buche alle namhaften Dichter, Schriftsteller und Maler der Bodenseegegend vereinigt, die zumeist mit Originalbeiträgen vertreten sind. Es seien genannt: Leonh. Adelt, Emanuel v. Bodman, Ludwig Finckh, Hermann Hesse, Fritz Mauthner, Kurt Münzer, Wilhelm Schussen, Alfred Huggenberger, Paul Ilg, Wilh. v. Scholz, Adolf Koelsch, Viktor Hardung, Heinr. Lhotzky, Dr. Owlglaß, A. Fendrich, H. H. Ehrler, O. v. Greyerz u. v. a. An der künstlerischen Ausschmückung haben u. a. mitgearbeitet: E. Württenberger, Peter Halm, Kasia v. Szadurska, Karl Einhart, J. Th. Meyer-Basel, W. Hummel, P. Matthes, Franziska Hübsch.

Hessenkunst. Ähnliche Bestrebungen wie das Bodenseebuch hat der im Verlag N. G. Elwert in Marburg erscheinende Kalender Hessenkunst, dessen illustrativer Schmuck in diesem Jahr besonders gut geraten ist. Hermann Kätelhön in Willingshausen ist der Schöpfer des Bildschmucks, der einen reinen künstlerischen Genuß bereitet. Ebenso gehaltvoll sind auch die literarischen Beiträge, die sich durchweg mit der Kunst der Hessen beschäftigen. Der ganze Kalender, der jetzt im 11. Jahrgang erscheint, ist auf den Frieden abgestimmt. Begründer und Herausgeber ist Christian Rauch, der zurzeit in Douai in Nordfrankreich steht.

Der Damenkalender. Zum 54. Male ist in diesem Jahr der Damenkalender für 1917, herausgegeben von Frida Schanz, erschienen. (R. v. Deckers Verlag, G. Schenck, Berlin. 4,50 Mark.) Sein Inhalt ist der großen Zeit angepaßt, in der wir leben. Geschmückt ist der Kalender diesmal mit dem neuesten Bild der Prinzessin August Wilhelm mit ihrem Söhnchen.

Deutscher Knabenkalender „Der gute Kamerad". Ein praktischer Abreißkalender für das Jahr 1917. Mit 27 ein- und mehrfarbigen Ansichtspostkarten, gediegenen Erzählungen, Anleitungen zu Beschäftigung und Spiel, Bildern und Daten aus Geschichte, Literatur, Kunst und Wissenschaft, Natur und Leben, dem Weltkrieg, zahlreichen Sprüchen, Notizen über Sport, Sammelwesen und vielem anderen. — **Deutscher Mädchenkalender „Das Kränzchen".** Ein praktischer Abreißkalender für das Jahr 1917. Mit 27 ein- und mehrfarbigen Ansichtspostkarten, gediegenen Erzählungen, Anleitungen zu nützlicher Betätigung in Haus, Küche und Garten, zu Spiel, Sport und hübschen Unterhaltungen, sowie Notizen über Geschichte, Literatur, Kunst und Wissenschaft, Natur, Leben, dem Weltkrieg, zahlreichen Sprüchen, Rezepten und vielem anderen. (Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart. Je 1,40 Mark.) Zwei praktische und sehr hübsch ausgestattete Abreißkalender, die unseren Knaben und Mädchen das ganze Jahr hindurch eine Fülle von Anregungen zur Weiterbildung und zu zweckmäßiger Ausfüllung der Mußestunden bieten. Sie enthalten kleine Erzählungen, zahlreiche Ansichtskarten, Anleitungen zu nützlicher Beschäftigung, Notizen über Geschichte, Literatur und Kunst, Sprüche und vieles andere.

Kriegs- und Friedenskalender für den deutschen Feldsoldaten, Bürger und Landmann auf das Jahr 1917. (Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart. 50 Pf.) Der von Anton Fendrich herausgegebene Kalender enthält Beiträge von Dr. Ludwig Finckh, Dr. Kurt Floericke, P. Langbein, Erich Schlaikjer, Edgar Steiger u. a., sowie ein farbiges Vollbild und Zeichnungen von Fritz Bergen und Willy Planck.







Briefkasten

Im Briefkasten werden nur Anfragen beantwortet, die von allgemeinem Interesse sind. Anonyme Zuschriften finden keine Berücksichtigung, und briefliche Auskunft kann nur in Ausnahmefällen erteilt werden.

O. W. in M. Sie sind falsch berichtet worden. Für den mittleren Bibliotheksdienst ist in Preußen jetzt eine Diplomprüfung eingerichtet. Bedingung für die Zulassung ist Nachweis der Primareife eines Gymnasiums oder einer Oberrealschule, und Nachweis einer mindestens dreijährigen Ausbildungszeit in den Fächern, auf die sich die Prüfung erstreckt. Diese Ausbildungszeit umfaßt eine mindestens einjährige praktische Tätigkeit, sowie praktische Fachkurse, buchhändlerische Ausbildung, Sprach- und Literaturstudien usw. Das Gehalt schwankt zwischen 1200 und 4000 Mark, in Einzelfällen auch darüber. Der Zudrang zu diesem Beruf ist groß, die Zahl der Stellen gering. Für Kriegsverletzte, die nicht im vollen Besitz ihrer Gliedmaßen sind, vielleicht weniger geeignet, da oft Besteigen von Leitern erforderlich ist. Wenn Sie sich über Bibliothekswesen genauer unterrichten wollen, lesen Sie das Zentralblatt für Bibliothekswesen.

Wißbegieriger in F. Der Teil des Röntgenapparates, in dem die Strahlen entstehen, ist die Röntgenröhre. Es ist dies eine stark luftverdünnte Glasröhre (Geißlersche Röhre) mit eingeschmolzenen, in das Innere der Röhre ragenden Platinpolen. Durch diese gehen hochgespannte Induktionsströme des Ruhmkorffschen Funkeninduktors hindurch. Sie schleudern im luftverdünnten Raume kleinste Metallteilchen mit größter Energie gegen die Glaswandung, bringen diese zum Aufleuchten, und deren Strahlen dringen dann als Röntgenstrahlen in den Raum hinaus.

D. St. 100. Die polnischen Legionen sind seit den ersten Kämpfen in Galizien am Kriege beteiligt und der österreichischen Armee angegliedert. Sie tragen deren feldgraue Uniform und als Abzeichen den weißen Adler im roten Feld. Sie wurden vom Polnischen Nationalrat, der seinen Sitz in Wien, Lemberg und Krakau hatte, von Anbeginn unterstützt. Übrigens haben wir im Universum die Verdienste der polnischen Legion schon mehrfach gewürdigt. (Siehe auch Universum Nr. 21, Jahrg. XXXII.)

Ratgeber für Reise und Erholung

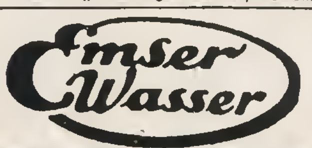
Kostenlose Auskünfte in allen Reise- u. Verkehrsangelegenheiten. ❖ Abgabe von Prospekten aller Bäder, Kurhäuser u. Gaststätten.

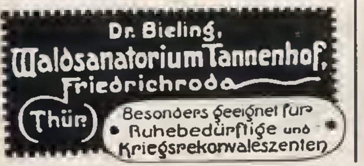
Wintersport in der Schweiz.

Das Zentralbureau Luzern des Verbandes Schweizerischer Verkehrsvereine veröffentlicht soeben das Sportprogramm Schweizerischer Winterkurorte 1916/17, das eine übersichtliche Zusammenstellung der in den verschiedenen Winterstationen vorgesehenen sportlichen Veranstaltungen enthält. Wie aus dem Programm ersichtlich, stehen die schweizerischen Wintersportplätze auch heuer in gewohnter Weise im Betrieb. Skikonkurrenzen, Schlitten- und Bobsleighrennen, Schneeschuh- und Eislaufkonkurrenzen usw. sind in großer Zahl angesetzt, was erwarten läßt, daß die schweizerische Wintersportsaison, soweit die Zeitverhältnisse dies gestatten, ordentlich belebt werden wird. Das Sportprogramm kann vom Schweizer Verkehrsbureau, Berlin NW. 7, Unter den Linden 57/58, bezogen werden.

Bädernachrichten.

Bad-Nauheim. Bis zum 14. Dezember 1916 waren 34 232 Personen angekommen. Bäder wurden bis dahin 351 891 abgegeben.







Bestellschein für Normalschnitte

Wir liefern zu allen Modellen in unserer Modenbeilage gebrauchsfertige Schnittmuster und zwar für Damen in drei Größen (Größe I 90 cm Oberweite, Größe II 96 cm Oberweite, Größe III 102 cm Oberweite); für Kinder für jede Altersstufe. Die Schnitte sind nur zu beziehen durch die Geschäftsstelle des Universums, Leipzig, Inselstraße 22. Der Preis beträgt für Kleider für Erwachsene 40 Pfennig für den Schnitt, für Kinder bis zu 14 Jahren 55 Pfennig. Rock und Taille, Kostüme, Mäntel, ganze Kleider für Erwachsene gelten als **zwei** Schnitte und kosten 80 Pfennig. Schnitte nach eingesandtem genauen Maß kosten je 1 Mark. **Der Betrag ist nebst 10 Pfennig für Porto voreinzusenden.**

Bezeichnung ob Rock, Taille, Kleid, Bluse, Kostüm, Knabenanzug, Mädchenkleid usw.	Normalschnitt-Nummer unter der Abbildung	Größennummer des Schnittes oder Alter des Kindes
....	....	....

Der Betrag von .... Pf. und .... Pf. Porto (für Deutschland 10 Pf., für Österreich-Ungarn 10 Heller, das weitere Ausland 20 Pf.) liegt dieser Bestellung in Briefmarken bei — folgt mit Postanweisung.

Name: ....

Ort: ....

Straße und Hausnummer: ....

Die Einsendung dieses Bestellscheins ist nur als Brief zulässig, nicht als Drucksache.

Name und genaue Adresse deutlich!

Ein Gemütsmensch.

Richter: „Wenn Sie wirklich nur aus momentaner Not zum Dieb geworden sind, wie kommen Sie dazu, gleich den ganzen Stall von drei Schweinen zu stehlen?"

„Herr Gerichtshof, i hab' immer a weich's Herz g'habt. Wie i die erst Sau aus'm Stall hab, hat s' so traurig nach den andern umg'schaut, daß i glei g'seh'n hab', dö kriagt's Heimweh nach ihre Kameraden. Und weil i dös net mit anschau'n hätt könna, hab' i auch noch die zweit' g'holt. Nun wär' aber die dritt' allein g'blieben, und um ihr den Schmerz zu verspären, hab' i s' halt a mitg'nommen."

In den Bergen.

Führer: „Gehn S' net zu weit vor! Sö san 's net g'wohnt, Se könnten schwindeln!"

„Gott über der Welt, wer sogt Ihnen, daß ich nix bin gewohnt?"

Beim Rekrutenunterricht.

Ein Hauptmann fragt einige Tage vor der Vereidigung: „Was ist ein Gelübde?" Tiefe Stille. Endlich meldet sich Rekrut Pfiffig: „A Gelübde, Herr Hauptmann, is a Madl."



„Bis jetzt warst du immer fürs Durchhalten und jetzt sprichst du nur noch vom Frieden?"

„Pst! Seit gestern hat sich meine Schwiegermutter ‚auf Kriegsdauer' bei ‚uns' eingemietet."

Aus der Kinderwelt.

Ein kleines Mädchen sitzt im Stadtpark auf einer Bank. Ein fremder, älterer Herr spricht die Kleine an und fragt sie, ob sie schon die Schule besuche. Das Kind verneint es, erzählt aber dem Herrn, daß es einen Bruder habe, der 17 Jahre alt ist und noch immer in die Schule geht. Da sagt der Herr zu der Kleinen: „Denk' dir, ich bin schon 50 Jahre und gehe auch noch in die Schule; was glaubst du wohl, was ich bin?" Treuherzig sagt die Kleine: „Na a bißl recht sehr dumm wirst halt sein."

Aufrichtig.

„Vater, warum spricht man immer nur von einer Siegesgöttin, und nicht von einem Siegesgott?"

„Wenn du einmal verheiratet bist, Junge, wirst du es wissen."

Zu viel auf einmal.

„Aber liebe Jetti, wein' doch nicht so, das überwindet man. Mir ist auch neulich mein Bräutigam untreu geworden."

„Aber mir — zweie — zu gleicher Zeit!"



Unterrichts- und Erziehungsanstalten



Prospekte und Auskünfte durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig.

Grossh. Sächs. Hochschule für bildende Kunst zu Weimar
Ausbildung in den Fächern der bildenden Kunst einschl. Plastik.
Eintritt jederzeit.
Wintersemester vom 3. Montag im Oktober an. Sommersemester von Ostern an.
Damen als Studierende und Hospitanten zugelassen.
Lehrer für **Figurenmalerei**: Prof. Fritz Mackensen, Max Thedy, Walter Klemm, Robert Weise. **Landschaftsmalerei**: Prof. Th. Hagen. Schule für **Radieren, Lithographieren und Holzschnitt**: Prof. Walter Klemm. **Anatomisches Zeichnen**: Prof. Otto Rasch. **Perspektive**: Prof. Berthold Paul Förster. **Bildhauerschule**: Prof. Richard Engelmann. Freie Wahl des Lehrers. **Kunstgeschichtliche Vorlesungen, Aesthetik**: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. von Oettingen. **Plastische Anatomie**: Geh. Med.-Rat Dr. Knopf. Einzelvorträge von Verschiedenen.
Näheres durch das Sekretariat. Der Direktor: Prof. Fritz Mackensen.

Rackows Handels-Akademien
Berlin, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg
Hannover, Leipzig, Magdeburg, Stettin
Handelskurse von 1/1-, 1/2-, 1/4-jähriger Dauer zur praktischen Vorbereitung und Fortbildung von Herren und Damen jeden Alters für den kaufmännischen Beruf.
Auskunft und Prospekt kostenlos. Pensionsnachweis.
Adresse in Dresden: Rackows Handels- und Sprachschule, in Leipzig: Rackow & Schmidt, Handelsschule.

vorm. **Dr. Fischersche Vorbereitungsanstalt**
Leit.: Dr. Schünemann, **Berlin W. 57**, Zietenstr. 22/23, **für alle Militär- und Schulprüfungen, auch für Damen.** Unterricht, Disziplin, Tisch, Wohnung, von den höchsten Kreisen vorzüglich empfohlen. Hervorragende Erfolge. **In 27 Jahren bestanden 4324 Zöglinge**, u. a. 2757 Fahnenjunker, 515 Einjährige. Bereitet zu allen Notprüfungen, auch Beurlaubte oder Kriegsbeschädigte zur Reifeprüfung vor.

von Hartungsche Anstalt Cassel-Wilhelmshöhe.
Gegr. 1866. Vorbereitung f. alle Schul- u. Notexamina, bes. Fähnrichexamen. Prospekt.
Seit Kriegsbeginn bestanden bis jetzt sämtliche Fähnriche nach kurzer Vorbereitung.

COBURG Stadlers Schülerheim Einjährigen-Vorbereitung **COBURG**

Dresden Vorbereit.-Institut Hiß vorm. Pollatz
Marschnerstraße 3. — Gegründet 1869.
Villa m. gr. Garten. Pensionat. Prospekt.
Einj., Fähnr., Prima, Abitur., auch Damen.

Geistig zurückgebliebene Kinder
finden sorgfältige Pflege und Erziehung sowie individuellen Unterricht in **Schröters Institut, gegr. 1873, Dresden-N., Oppellstr. 44/44b.**
Näheres Prospekt.

Düsseldorf: Dr. Szitnick's Institut.
Höhere Privatschule, Sexta—O.-Prima, mit **Internat.** Vorbereitung für die **Reife-, Fähnrich-, Seekadetten-, Prima-, Einjährigen-Prüfung.**
Auch Herbst 1915 und Ostern 1916 hatten sämtliche 32 Prüflinge bestanden.

Traub's Pädagogium, Frankfurt/Od. 3
für **Abiturienten, Fähnriche, Primaner, Einjährig-Freiwillige.**
Uebertritt in alle Klassen. **Damenabteilung.** Bestempfohlenes **Internat.**
Vorzügliche Erfolge bei großer **Zeitersparnis.** Prospekt und Erfolge frei.

Schülerheim Miltenberg a. Main
Realklassen, erteilt Einjährigen-Zeugnis. Prospekt durch Direktor Kring

Deutschland braucht Männer
die fähig sind, an dem großen wirtschaftlichen Wettstreit teilzunehmen, der eine unbedingte Folge des Weltkrieges sein muß und eine tiefgehende Aenderung unseres gesamten wirtschaftlichen Lebens herbeiführen wird. Ueberall werden
gebildete und leistungsfähige Mitarbeiter gesucht
sein. Beamte, Lehrer, Angestellte des Handels u. d. Industrie sollten nicht versäumen, jetzt ihre Vorbereitungen zu treffen. Das beste Mittel, rasch und gründlich, ohne Lehrer, durch einfachen Selbstunterricht auf ein Examen vorzubereiten, die Einj.-Freiw.-Prüfung und das Abitur.-Examen nachzuholen oder die fehlenden kaufmänn. Kenntnisse zu ergänzen sowie eine vortreffl. Allgemeinbildung sich anzueignen, bietet die **Selbstunterrichts-Methode „Rustin".**
Ausführl. 60 S. starke Broschüre kostenlos.
Bonness & Hachfeld, Potsdam,
Postfach 25.

Vorbildung z. Einj.-, Prim.-, Abit.-Prüfg in Dr. Horongs Anst., Halle/S. 36



Glauchau i. S.
Pädagogium
Erziehungs- u. Unterrichtsheim
für nervöse, willensschwache, schwer lernende Knaben
mittlerer und höherer Schulen.
Prospekt bereitwilligst.

Gießener Pädagogium, staatl. beaufsicht. Höh. Privatschule. Sexta—Oberprima. **Einjähr.-, Primaner-Reifeprüfung. — Schülerheim** in 1 1/2 ha großem Park. 98 % Erfolge. Nur gepr. Lehrer. Drucksachen Nr. 34 d. d. Direktion, **Gießen a/Lahn, Ludwigstr. 70.**

Pädagogium Ostrau *bei Filehne. Von Sexta an. Ostern- u. Michael-Klassen. Erteilt Einj. Zgn.*

Nordsee-Pädagogium Südstrand-Föhr
Für Schwächliche und Erholungsbedürftige. — Aerztliche Fürsorge. Kleine Klassen. Erziehung in Familiengruppen. — **Einjährigen-Berechtigung.**

Vorbereitungs-Institut Dr. Krause, Halle a. S. z. Einjähr.-, Prim.- und Abitur.-Umschulung, besond. Damenklassen. 255 Abiturienten (davon 121 Damen), 310 Einjährige.

Dir. Steinigs Handels- u. Einjähr.-Institut. ✻ Rascher sich. Erf. Progr. frei.
Jlmenau i. Thür.

Deutsche Fachschule Rosswein i. S. Gegr. 1894.
Eisenkonstruktion-, Bau-, Kunst- u. Maschinenschlosserei. Theorie u. Praxis. Studienplan frei.

Frauenseminar für soziale Berufsarbeit Frankfurt a. M.
Ausbildung zu ehrenamtlicher u. besoldeter sozialer Berufsarbeit. Pflegerische oder kaufmännische Ausbildung, theoret. Fachklasse. Ausbildung in offener Fürsorgearbeit, Fortbildungskurs. Prospekte durch die Direktion: Gr. Friedbergerstr. 28, II.

Sprach- u. Handelslehrinstitut f. Damen
von Frau Elise Brewitz
Potsdamer Straße 90 Telephon Lützow 8435 **BERLIN** Pension im Hause. ✻ Beginn d. Semester April u. Oktober.
Höhere Handelsschule. Handelsschule.
Handelslehrerinnen-Seminar mit staatlicher Prüfung.

Kindergärtnerinnen- Bildungsanstalt nach Pestalozzi-Fröbelscher Methode mit staatlicher Abschlußprüfung. Kursus 1 1/2 bis 2 jährig. Pension im Hause. Prospekt durch die Leiterin Agnes Krüger, Weimar, Kaiserin-Augustastraße 13.

Chemisches u. bakteriologisches Institut
Jungfernstieg 17 **STRALSUND** Triebseerschulstr. 20
Damenfachschule für Chemie, med. Chemie, Bakteriologie u. Mikroskopie. Nächst. Kurs.: 4. April 17. Auf Wunsch b. rechtz. Anmeld. Wohn. u. Pens. i. H. Prosp. fr. Dir.: Roggendorf.

Ausbildg. von Röntgenschwestern.
Kursusdauer 1 1/2 Monat. Näh. auf Anfrage an Elektrizitäts-Gesellschaft „Sanitas", Berlin N. 24, Friedrichstrasse 131 a.

Medizin- u. Chemieschule f. Damen. Erfolgr. Ausb. zu Assistentinnen. Dr. Goldhaber, Leipzig, Thomasiusstr. 7. Prosp. fr.

Bakteriologie- u. Röntgen-Schule für Damen. Bisher 280 Damen ausgebildet. **Dr. Buslik, Leipzig, Kellstr. 12. Prosp. fr.**

Gärtnerinnen Lehranstalt Ad. Ehlers Friedrichstadt a. Eider
Bewährte sorgfältige Ausbildung für Beruf und Eigenbesitz. Prospekt frei.

Chemie-Schule für Damen von **Dr. M. Vogtherr**
Leitg.: Dr. O. Makowka, öffentl. angest., beeidigter Chemiker. **Berlin SW 11**, Hedemannstr. 13/14. Prosp.

Gernrode Harz. Erstkl. Haushal g.-Schule mit wiss Fortb. Herrl. Lage, Beste Kräftig. n. Erholg. M Herzberg, staatl. gepr. Haush.-Lehr.

Verantwortlich für die Redaktion der Beilagen: Cornelia Kopp, Leipzig. Für den Anzeigenteil: i. V. Ernst Schwabe, Leipzig. Druck u. Verlag v. Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien 1, Bräunerstraße 3. — Anzeigen-Annahme für Oesterreich-Ungarn und den Balkan: M. Dukes Nachf. A.-G., Wien 1, Wollzeile 16.

Für Küche und Haus

Hafer- oder Gerstenflockenklöße mit Zwetschenpfeffer. Aus Gersten- oder Haferflocken kocht man mit Magermilch oder aufgelöster Trockenmilch einen steifen Brei, der sich zu Klößen abstechen läßt. Am besten wird dieser Brei, wenn man ihn über Nacht in die Kochkiste stellt. In Ermanglung einer solchen stelle man das Kochgefäß auf einen Asbestteller oder in ein anderes Gefäß mit kochendem Wasser, wodurch vermieden wird, daß der Brei beim langsamen Ausquellen am Boden des Kochgeschirrs anhängt. Nach einer Stunde wird der Brei dann gar sein. Man sticht mit einem immer wieder in heißes Wasser getauchten Blechlöffel längliche Klöße ab und richtet sie, nebeneinander auf erwärmter Schüssel liegend, an. Außer dem nötigen Salze kann man noch etwas Zucker, und wenn vorhanden, ein kleines Stückchen Butter unter den Brei verrühren. Den dazu zu reichenden Zwetschenpfeffer stellt man wie folgt aus ungezuckert eingelegten blauen Pflaumen, wie sie wohl heuer jede Hausfrau eingekocht haben dürfte, her. Man schüttet die Pflaumen zum Abtropfen auf ein Sieb, entfernt die Kerne und läßt die Pflaumen durch die Gemüse- oder Fleischhackmaschine gehen, wobei man eins der gröberen Messer einsetzt. Der dann noch ausfließende Saft wird mit dem abgetropften vermengt und nebst einem Glase Portwein zum Auffüllen einer Schwitze aus geriebener Semmel und Fett oder Margarine verwendet. In die ziemlich dicke Tunke gibt man die gehackten Zwetschen, süßt sie mit Süßstoff und würzt sie mit Zimt und geriebener Zitronenschale. M. Kn.

Sachsenspeise. Ein sehr hübsch aussehendes, grün-weißes Gemüsegericht kann man aus Spinat und Blumenkohl bereiten. Man nimmt dazu den im Preise wesentlich niedriger stehenden lockeren Blumenkohl und kann auch beschädigte, ausgeschnittene Rosen dazu verwenden, nur muß man darauf achten, daß sie noch weiß und nicht grau sind. Man kocht zwei bis drei solcher Blumenkohlrosen in halb Salzwasser, halb Mager- oder Trockenmilch weich, läßt sie auf einem Siebe abtropfen und streicht sie dann ganz fein durch. Das Blumenkohlwasser kocht man mit 2 Löffeln feinem Weizengrieß sämig und mengt den Gemüsebrei darunter. Von 2–3 Pfund Spinat oder Grünkohl kocht man ebenfalls einen dicken Brei, den man mit geriebener Semmel eindickt und mit ganz wenig geriebener Zwiebel und Muskatnuß würzt. Dann rührt man 1–2 Kaffeelöffel Eidotterspárpulver unter die Masse und füllt den Gemüsebrei in eine Puddingform, streicht ihn glatt und gibt darauf den Blumenkohlbrei. Die Form kocht man im Wasserbade 1 Stunde lang und stürzt sie auf eine runde Schüssel. Man gibt nun einen Rand von Kartoffelbrei oder Bratkartoffeln darum. Th. K.

Beachtenswerte Mitteilungen

Die Kriegsbücherei in Posen erhielt als Spende 3000 Bücher „Mehr Gemüse", das Buch für Gartenfreunde (Verlag Adler & Co., Erfurt). Geheimrat Professor Focke, Direktor der Kaiser-Wilhelm-Bibliothek, hat diese Bücher als außerordentlich willkommen bezeichnet. Wie uns mitgeteilt wird, ist der Verlag bereit, noch eine größere Anzahl Exemplare des auf den vermehrten Gemüseanbau hinarbeitenden Buches kostenlos zur Verteilung in Lazaretten und Krieger-Erholungsheimen auf Anfordern der betreffenden Leiter herzugeben.

Im Felde ist nicht nur der Mann etwas wert, sondern auch ein gutes Buch. Wie Tausende von Zuschriften aus dem Felde erkennen lassen, besteht ein Bedürfnis nach guten Büchern. Jedem Feldpaket sollte daher auch ein Buch beigefügt werden.



Auf Grund des § 21 des Verlagsrechtgesetzes wird vom 1. Januar 1917 ab

der Verkaufspreis für Reclams Universal-Bibliothek auf 25 Pf. für jede Nummer festgesetzt

Alle früheren Preisangaben auf den Bänden und in den Katalogen sind aufgehoben

Die nun schon seit über Jahresfrist anhaltende ungeheure Preissteigerung für Papier und alle sonstigen Herstellungskosten machen es dem Verlag selbst bei aller Opferwilligkeit unmöglich, den bisherigen Preis noch weiter aufrechtzuerhalten. Obgleich durch den geringen Preisaufschlag von 5 Pf. nur ein kleiner Teil seiner Mehrkosten gedeckt ist, wird der Verlag bestrebt sein, künftig durch wesentliche Verbesserungen in der weiteren Ausgestaltung der Sammlung die vielen besonderen Vorzüge der Universal-Bibliothek-Bände noch zu vermehren. Der Verlag hofft, daß die unzähligen Freunde, die sich die Universal-Bibliothek in langen Friedensjahren wie im Kriege gewonnen hat, ihm auch zukünftig ihre treue Anhänglichkeit bewahren werden.

Die Verlagsbuchhandlung Philipp Reclam jun. in Leipzig.



Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Paul Lehmann in Leipzig.
Anzeigen-Annahme für Oesterreich-Ungarn und den Balkan: M. Dukes Nachf. A.-G., Wien 1, Wollzeile 16.